

2

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1980



Foto:
Karin Gebauer

Was ist Sache?

Was hat es mit Gefechtsnähe zu tun, wenn wir jetzt gemeinsame Ausbildung mit den sowjetischen Genossen vom „Regiment nebenan" machen?
Soldat Gerenot Malsch

Als Berufssoldat habe ich monatlich mehr als 60 Mark SV-Beiträge bezahlt. Werden die höheren Beiträge auf die FZR angerechnet?
Stabsfeldwebel d. R. Gunter Kühn

Die militärische Ausbildung, so hören Sie es zu recht immer wieder, soll so gefechtsnah wie nur irgend möglich gestaltet werden. Nun aber ist in der Woche der Waffenbrüderschaft geplant, sie gemeinsam mit Sowjetsoldaten durchzuführen: unter anderem auch in der Form gemischter Gruppen und Besatzungen. Die eingangs genannte Forderung noch gut im Ohr, fragen Sie sich (und mich), ob denn das überhaupt real sei. Schließlich gäbe es ja im realen Gefecht auch keine deutsch-sowjetischen Geschützbedienungen, mot. Schützengruppen oder Panzerbesatzungen.
Wir sind uns sicherlich einig: Mit allem, was wir in unseren Streitkräften tun, bereiten wir uns darauf vor, siegreich den bewaffneten Kampf zu führen. Zwar gelüstet es im Sozialismus niemanden nach Krieg, aber da insbesondere die imperialistischen NATO-Staaten mehr und mehr darauf setzen, können wir dem nicht tatenlos zusehen. Im Gegenteil. Die größer gewordene Gefahr für den Frieden zwingt uns dazu, stets kampfkräftig und gefechtsbereit zu sein, wachsamer denn je. Nur darin besteht die Chance, den Frieden zu erhalten. Und sollte uns ein Krieg aufgezwungen werden, so gilt es, den imperialistischen Aggressor zurückzuschlagen und ihn zu vernichten. Dafür aber hat jeder von uns an jedem Tag und zu jeder Stunde viel zu lernen. Wo könnten wir das besser und effektiver als bei der kampferprobten Sowjetarmee?
Vieles ist uns gemeinsam: Der militärische Dienst für den Sozialismus/Kommunismus. Der Wunsch nach Frieden und das Streben, ihn zu erhalten und sicherer zu machen. Wir fahren die gleichen Panzer und tragen die gleichen Waffen. Gemeinsam sind uns die Ziele und Grundsätze der Gefechtsausbildung. Und alle zusammen lieben wir das Leben und unsere große, immer schöner, immer reicher werdende sozialistische Heimat zwischen Elbe und Stillem Ozean.
Auf diese und viele andere Gemeinsamkeiten gründet sich auch die gemeinsame Ausbildung, die wir machen. Gleich, ob sie nun in gemischten Bedienungen, Gruppen und Besatzungen oder in anderen Formen verläuft. Im unmittelbaren, persönlichen Miteinander lernt einer den anderen besser kennen. Erfahrungen werden ausgetauscht und an Ort und Stelle erprobt. Waffensysteme, die uns noch neu sind, werden schneller gemeistert mit der rat- und tatreichen Hilfe jener, die sie schon länger kennen und bereits mit ihnen verwachsen sind. Man studiert die besten Methodiken und nutzt sie zur Ausprägung der eigenen. Es wird miteinander gewetteifert und im Leistungsvergleich voneinander gelernt. Der Nutzen also ist unverkennbar.
Das Wichtigste aber: Bei der gemeinsamen Ausbildung werden uns die „Freunde" auch zu ganz persönlichen Freunden. Verstand und Gefühl gehen zusammen, und jeder geht aus solchen Begegnungen gestärkt heraus. Vielleicht sogar ein wenig aufgebessert in den Sprachkenntnissen, ganz sicher aber gestärkt in seinem Bewußtsein: Gemeinsam sind wir unbesiegbar, zwingt uns kein Aggressor. Und ist das nicht etwas, was uns ganz entscheidend gerade auch im realen Gefecht standhaft, mutig und siegesgewiß kämpfen lassen würde?

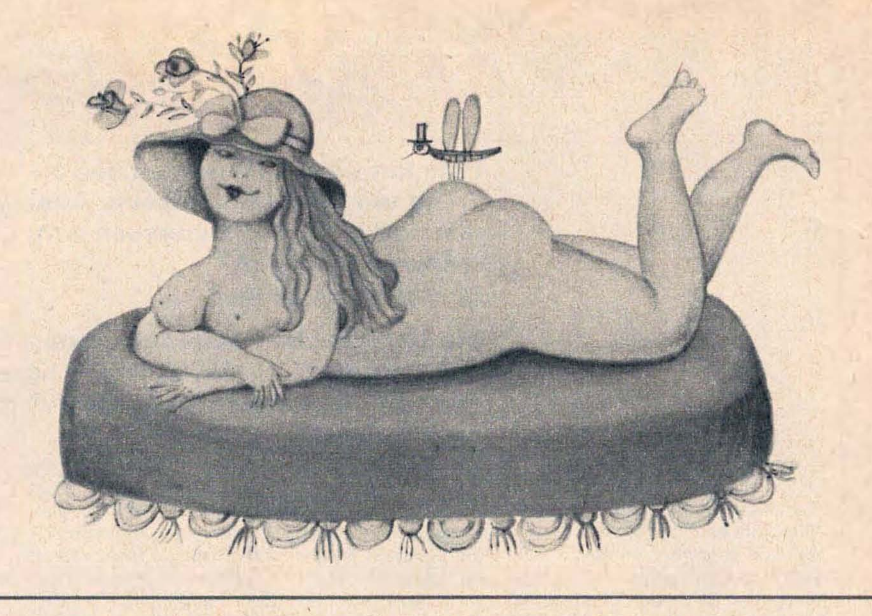
★

Elf Jahre haben Sie als Berufsunteroffizier gedient und hätten sogar noch weiter gemacht, wäre nicht eine Krankheit dazwischen gekommen. Nun wollen Sie, was ich völlig verstehe, wissen, wie es sich mit den zur Versorgungsordnung der NVA entrichteten Beiträgen verhält, die über 60 Mark hinausgingen, ob und wie also sie auf die Freiwillige Zusatzrentenversicherung (FZR) der Sozialversicherung angerechnet werden.
Dies ist, um es ganz präzise zu sagen, in der Verordnung über die FZR vom 18. 11. 1977 (Gesetzblatt der DDR, Teil I, Nr. 35, Seite 395) geregelt. In der 1. Durchführungsbestimmung wird dazu in § 13, Absatz 2, festgelegt, daß die vor dem Beitritt zur FZR liegende Zeit der Zugehörigkeit zu den bewaffneten Organen ab dem Tag, zu dem erstmals Beiträge über 60 Mark monatlich gezahlt wurden, als Zeit der Zugehörigkeit zur FZR gilt. Demnach geht Ihnen nichts verloren und Sie gelten von dem eben genannten Zeitpunkt an als freiwillig zusatzrentenversichert. Die Klärung weiterer Fragen bzw. Rechtsansprüche erfolgt am besten unmittelbar bei der zuständigen Verwaltung der Sozialversicherung, wofür ich Ihnen viel Erfolg wünsche.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur



Wirklich, worauf hab ich mich eingelassen?

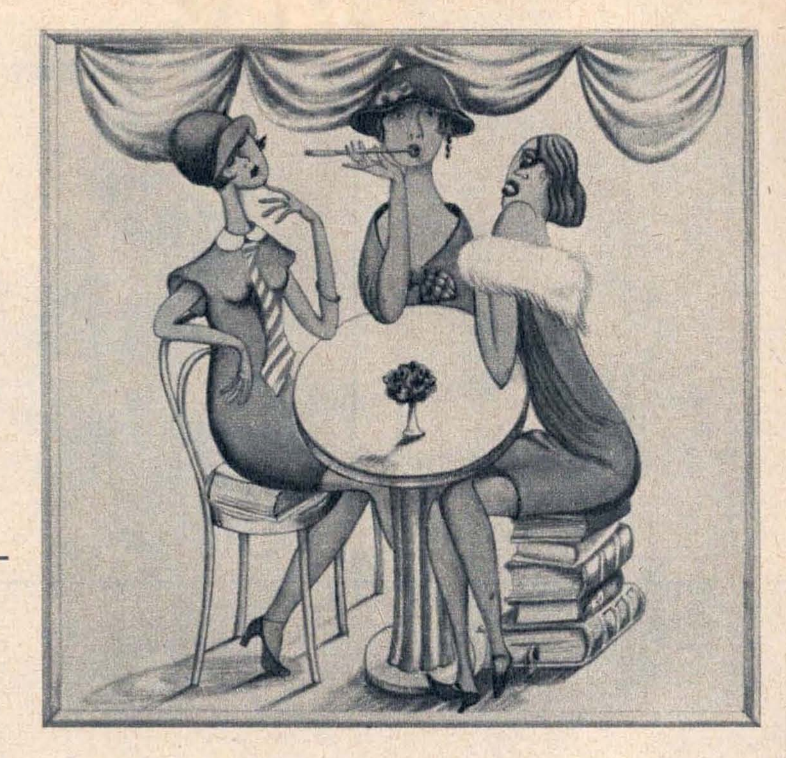
„... Wie viele Male werde ich noch so zergrübelt vor der Maschine sitzen und am liebsten vor mir selbst Reißaus nehmen wollen, wie oft trotzdem im Zimmer umherwandern bis zum späten Abend, um dann, kaum daß ich mich endlich niedergelegt habe, ruhelos aufzufahren und erneut weiterzumachen bis zum frühen Morgen. Wer verlangt's? Und wieviel kann geschehen, ehe das dort unterm Lichtkreis der Lampe, die skeptisch geliebte, mitunter unbezwingbar erscheinende Arbeit, abgeschlossen – nein: aufgeschlossen sein wird."

Peter Edel stellt sich diese Fragen auf den ersten Seiten seines neuen Buches, seiner Autobiographie „Wenn es ans Leben geht". Jener Mann, der 1921 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Berlin geboren wurde, der aufgrund nazistischer Rassengesetze den Besuch des Gymnasiums unterbrechen mußte und darob eine Ausbildung als Maler und Grafiker begann, der im antifaschistischen Widerstandskampf Konzentrationslager wie Auschwitz, Großbeeren, Sachsenhausen, Mauthausen und Ebensee kennenlernte, der Zeuge der amerikanischen Anklage im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß war, der nach der Befreiung sich engagierte in Österreich und dann, heute sind es bereits 31 Jahre her, in unsere Republik kam – jener Peter Edel also legt uns hier sein Leben vor, schwarz auf weiß, in zwei Bänden, nur, leider, möchte man sagen. Was ich hier nur an wenigen Lebensstationen andeuten kann: voll innerer Spannung, leidenschaftlichem Bekenntnis, ehrlichem Eingeständnis an die eigenen Zweifel und Irrtümer zeichnet der Autor mit seinem Leben gleichsam ein Stück Zeitgeschichte bis in unsere Tage. Ein Bestseller im besten Sinne des Wortes für jeden Leser, vom Verlag der Nation.

Worauf sie sich da eingelassen haben, werden sich so einige Male sicher auch die Helden meines nächsten empfehlenswerten Buches gefragt haben. „Blumen und Stahl" aus dem Militärverlag der DDR vereinigt Erzählungen über Tschekisten, Mitarbeiter der sowjetischen Sicherheitsorgane, im Zeitraum von 1918 bis Anfang der siebziger Jahre. Nicht um das ganz große Ding geht es, vielmehr um den mühe- und vor allem aber gefahrvollen Alltag unbekannter Genossen. Ich kann euch Spannung versprechen, nicht zuletzt auch, weil allen Geschichten authentische Berichte zugrunde liegen.

Die „Queen of Crime" wird sie genannt, nicht nur in ihrer englischen Heimat. Und für diese Berühmtheit sprechen auch Zahlen: 60 Kriminalromane, 19 Bände Kriminalerzählungen, 14 Kriminalstücke sowie psychologische Romane und Gedichte in 85 Lebensjahren. Ihr könnt euch sicher denken, von wem die Rede ist – Agatha Christie. Der Aufbau-Verlag hat in seiner taschengeldfreundlichen bb-Reihe ihren „Mord im Pfarrhaus" (1930) für uns verlegt. Kurz die Story: Der allseits unbeliebte Oberst Protheroe wird erschossen ausgerechnet im Pfarrhaus aufgefunden. Das bringt nicht nur das sonst so friedlich vertratschte Dörfchen St. Mary Mead durcheinander, sondern auch den etwas skurrilen Inspektor. Aber zum Glück gibt es Miss Marple und ihre unbezähmbare Neugierde, die sich mit Scharfsinn paart, und damit also ein Happy-End. Oder besser gesagt: keines für den Mörder, dafür eines für die Gerechtigkeit.

Die Illustrationen von Erika Baarmann entnahmen wir dem vom Eulenspiegel Verlag herausgegebenen Buch: Friedrich Hollaender, „Mit eenem Ooge kiekt der Mond", Chansons für ein altes Pianola.



Und da wir gerade bei vorwiegend spannenden Sachen sind, gleich noch einen Krimi hintenran. Paul Henricks gab „Sieben Tage Frist für Schramm" (Verlag Das Neue Berlin, DIE-Reihe). Sieben Tage wird dem ehemaligen Lehrer Schramm eines Gymnasiums nahe einer bundesdeutschen Kleinstadt gestattet, in der Lehrerbibliothek zu arbeiten. Diese Zeit reicht aus, um den mysteriösen Tod des Schülers Kurrat sechs Jahre zuvor doch noch aufzuklären.

Vom gleichen Verlag ein beliebtes Thema in der Abenteuerliteratur: Zwei Männer auf der Flucht nach einem Gefängnisausbruch. Aber nicht nur Abenteuer schlechthin; die politischen Hintergründe sind im vorliegenden Roman wie das Salz an der Suppe. Dr. James Martin, der als Mikrobiologe durch Zufall an einer mit der B-Waffen-Produktion in Zusammenhang stehenden Forschung teilnahm, hat darüber geheime Aufzeichnungen gemacht. Das wurde ihm zum Verhängnis. Sein Fluchtkumpel Baldwin Pope ist per Auftrag an diesen Notizen ebenso interessiert. Gelangen sie in seine Hände, bieten sich ihm gutsituierte Stellungen. Viel Sachkenntnis über Australien und seine Bewohner dazu hat Joachim Specht in seine Edition „Der Einzelgänger" gepackt.

Mit einem Bildband möchte ich meine literarischen Empfehlungen beenden. „Wanderungen in der Mark" heißt er (Aufbau-Verlag), und dieser Titel hat nicht nur zufällig Ähnlichkeit mit einem berühmteren. Zu Texten von Theodor Fontane, die Auswahl besorgte Gotthard Erler, stellte Hans Jochen Knobloch sorgsam motivierte Farbfotos.

Worauf sie sich vor elf Jahren eingelassen haben, wird ihnen von ihren Fans hautnah bewußt gemacht, wenn sie z. B. Konzerte geben etwa in der Machart wie jenes vom 4. bis 6. Januar vor einem Jahr im Berliner Friedrichstadtpalast, anläßlich ihres zehnjährigen Bestehens. Die Puhdys. Ein knappes Jahr später legte VEB Deutsche Schallplatten den Zusammenschnitt dieser Riesenschaffe in Form eines Albums „Puhdys live" (Amiga 855712–713) vor, inzwischen die 7. und 8. LP dieser unserer ältesten und wohl erfolgreichsten Band. Die großzügige Aufmachung, sogar mit Poster, verspricht, was der Inhalt bei weitem hält: Von „Sturmvogel" bis „Alt wie ein Baum" sind die größten Erfolge vertreten, noch mit Drummer Günter Wosylus. Die Live-Atmosphäre trägt das ihrige dazu bei, daß die bisherige Puhdys-LP-Auflage von 2,2 Millionen um ein beträchtliches gesteigert werden wird. Interessenten sei gesagt, daß in diesem Jahr zwei weitere Langrillen mit der Gruppe produziert werden, eine davon wird wieder dem Rock'n'Roll-Genre gewidmet sein. Dann schon mit dem neuen Schlagzeuger Klaus Schaarschmidt, ehemals „Prinzip". Außerdem hat Amiga vor, alle bisherigen LP, außer „Die großen Erfolge", in einheitlicher neuer Gestaltung noch einmal herauszugeben. In diesem Frühjahr soll damit begonnen werden.

Neben meinem vorfristigen Glückwunsch zum Ehrentag aller Soldaten noch der, daß auch ihr immer ganz genau wißt, worauf ihr euch gerade einlaßt.

Eure Bibliothe-Karin





Oberleutnant Ralph Gunter, Chef einer mot. Schützenkompanie aus dem Truppenteil „Ernst-Moritz-Arndt", erhält den Befehl, einen Angriff aus der Bewegung durchzuführen. Mit Gefechtsschießen aller Waffen.

Alles



Seine Kompanie wird verstärkt durch einen Zug Panzersoldaten und einen Zug Kanoniere der Panzerabwehr. Zehn Schützenpanzerwagen, vier Panzer, zwei rückstoßfreie Geschütze, drei tragbare Panzerabwehr-Lenkraketenkomplexe, Panzerbüchsen, Maschinengewehre, Maschinenpistolen, Handgranaten – all diese Menschen, diese Bewaffnung und Technik untersteht ihm, er allein dirigiert sie während der Übung, bestimmt ihren Einsatz. Als mot. Schützenkommandeur ist er der allgemeine Kommandeur, er hat



in einer Hand



Nachdenklich stülpt sich der 24jährige Offizier die Kopfhaube über sein rötlichblondes Haar und steigt in sein Gefechtsfahrzeug. Nun ist es soweit! Jetzt wirst du dich beweisen müssen bei deiner ersten Übung dieser Art! Auf einen Funkspruch hin Menschen in eine Richtung lenken, ihnen Aufgaben stellen, Waffen unterschiedlicher Kaliber führen, Feuer leiten – eine schöne Aufgabe, aber schwer wird's bestimmt. Du wirst sekundenschnell handeln, einen klaren Kopf besitzen, energisch vorgehen müssen. Ralph Gunter fühlt sich wie ein großer Chef



auf dem Gefechtsfeld, auf den alle schauen und dem alle vertrauen, dessen vielfältige Kombinationen kluge taktische Entscheidungen verlangen.
Um den Sieg zu erringen, ist Wissen notwendig. Und so hat der Oberleutnant sich mit den Waffen, die ihm heute unterstehen, näher beschäftigt, sich ihre taktischen Normative und Einsatzmöglichkeiten eingeprägt. Im Auf und Ab des Kampfes wird es sich zeigen, wie er sie führen kann. Herausstellen wird sich ebenfalls, wie die anderen Kommandeure ihn unterstützen, wie sie seine Entschlüsse umsetzen werden.
Heute früh hat er mit ihnen die Organisation des Zusammenwirkens am Sandkasten durchgesprochen, ging auf mögliche Gefechtssituationen ein, ermahnte sie, ununterbrochen das Gefechtsfeld zu beobachten, ihm sofort alle erkannten Ziele zu melden.
Oberleutnant Gunter ist zuversichtlich. Die Ergebnisse der Ausbildung in den letzten Wochen zeigten eine steigende Tendenz. Auch in den gestrigen Stunden hier draußen gab es keine Ausfälle; die Schützen in den SPW und die der Panzerabwehr handelten mit Initiative. Bedenklich stimmt ihn allerdings die schwache Partie der Panzersoldaten. Werden sie sich heute von der besseren Seite zeigen? Voll durchziehen?
„In Kompaniekolonne vorwärts!" Hintereinander schlängeln sich die Fahrzeuge am Waldesrand entlang. Eine große Lichtung öffnet sich.
„Vierzehn! Handeln Sie als Gefechtsaufklärungstrupp!" Oberleutnant Gunter setzt den 3. mot. Schützenzug ein, um eventuelle Ziele im Vorfeld des Angriffsraumes aufzuspüren. Läßt dann die ganze Kompanie entfalten. „Abstände verringern!" – „Tempo erhöhen!" – „Stopp!" Immerfort gehen seine Funksprüche an die Führer der SPW- und Panzerzüge, dirigiert er die Maschinen entsprechend der Geländelage. Und dann wieder: „Kompaniekolonne!" Die Fahrzeuge sammeln sich. Das Vorgehen auf diesen ersten Kilometern stimmt den Kompaniechef froh. Bis jetzt lief's. Alle haben gut reagiert, haben seine Absichten realisiert. Und doch muß er ein wenig später mißbilligend den Kopf schütteln, als der Panzerzugführer ihm eine Havarie meldet. Adler 2, der zweite Panzer also, war allzu forsch vorgeprescht, in einer Grube bohrte sich sein Rohr in die hartgefrorene Erde. Nun befürchtet der Zugführer, daß die Stabilisierungseinrichtung der Kanone nicht mehr so einsatzbereit ist, um sicher schießen zu können. Seine Überprüfung bestätigt es. Er entschließt sich, die Granaten in die anderen Kampfwagen umzuladen und Adler 2 den weiteren Angriff ohne den Einsatz der Kanone mitfahren zu lassen. Oberleutnant Gunter bestätigt diesen Entschluß. Sagt weiter kein Wort, ist beherrscht, aber innerlich, da ist ihm das Vorgefallene doch nicht einerlei: Da hat das Gefecht noch gar nicht so richtig angefangen, und schon ein Ausfall...
Hinter einer Chaussee breitet sich ein weiter, hügeliger Übungsplatz aus. Weiße Schneeflächen überall, unter-



brochen von braun-schwarzen Flecken, aufgewühlten Fahrrinnen. Diesige Luft begrenzt die Sicht. Oh je, das wird nicht leicht werden für die Kämpfer, überlegt Gunter. Hoffentlich werden die Ziele rechtzeitig erkannt, Entfernungen richtig geschätzt. Hoffentlich bremst der Schnee nicht unser Vorgehen. Ich werde an die Spitze den 1. Zug setzen. Sein Führer ist ein erfahrener Offizier, außerdem sind hier die besten Richtschützen der Kompanie. Links von ihm den dritten, rechts den zweiten Zug. Ihm lasse ich die „Rückstoßfreien" und die Raketen folgen. Das müßte auf den ersten Kilometern die zweckmäßigste Gefechtsordnung ergeben. Hoch aufgerichtet schaut der Kompaniechef aus der Luke seines SPW. Seine Wangen sind gerötet. Fast muß er die Augen zukneifen, so beißt der scharfe Fahrtwind. Aber er spürt den eisigen Hauch nicht, viel mehr beschäftigt ihn das Geschehen ringsumher. Seinen Blicken entgehen keine Kleinigkeiten: „Vierzehn! Bringen Sie Ihre Waffe in Gefechtslage!" – „Dreizehn! Fahren Sie nicht so dicht auf!" Im stillen bewundert Gunter die SPW-Fahrer. Gut so, Jungs! Steuert ja wunderbar eure Maschinen, verliert keinen Meter. Alle Achtung bei diesem Schnee. Paßt nur auf, daß keiner in ein verschneites Loch gerät. Doch kaum hat er dies gedacht, da ist es auch schon an der linken Flanke geschehen! Ein SPW hat sich in einer Schneewehe festgefahren, wühlt vergebens. Vorwärts – rückwärts, es will nicht gehen. Erst nach fünf Minuten kommt er frei, fährt den anderen nach. Aber die sind bereits einige hundert Meter weg, und die Lücke da vorn in der Gefechtsordnung ist erst mal da. Das kann sich nachteilig auswirken, zumal jetzt die mot. Schützen abgesessen haben und beginnen, die erste Stellung des „Gegners" zu Fuß zu stürmen. Der Oberleutnant erkennt die Lage.





Er wartet nicht, bis der SPW wieder heran ist, überläßt es nicht dem Zufall, wann und wo dies eintreffen könnte, sondern befiehlt einige Manöver, stopft das Loch.
Aber dann überschlagen sich fast die Ereignisse, scheinen den Kommandeur zu erdrücken. Eine Zielgruppe nach der anderen taucht auf, Holz- und Blechattrappen rechts und links und vorn. Die Einheitsführer melden sie ihm per Funk. Gunter weiß gar nicht, wo er zuerst hinschauen soll. Fast möchte er sich auf das Fahrzeug stellen, sich ganz groß machen, um einen umfassenden Überblick zu erhalten. Er weist den Zügen ihre Ziele an, achtet gleichzeitig darauf, daß ja kein Soldat vor die feuernden Waffen gerät, daß die mot. Schützen sich nicht von den Panzern trennen, daß die SPW nicht zu sehr vorprellen, daß die Geschütze und Raketen in den schwierigsten Abschnitten eingesetzt werden. Freut sich über das geschlossene Stürmen, über das gute taktische Verhalten der Panzer, über die Führung durch die Zugkommandeure. Aber die Feuerleitung in den mot. Schützengruppen! Viel zu schwach! Da muß zügiger reagiert werden.
Erneut kommandiert der Oberleutnant alle zur Kolonne. Der „Gegner" wird verfolgt. Zwar ist der erste Erfolg errungen, aber schon in den nächsten Minuten kann eine neue Einlage kommen, können seine Führungseigenschaften



wiederum gefordert werden. Also volle Aufmerksamkeit weiterhin.
Immer wieder schaut Gunter nach hinten, wird zusehends ungeduldiger. Wo bleibt denn nur der Panzerabwehrzug? „Zehn ruft die fünf! – Zehn ruft die fünf! Kommen!" Aber seine Funksignale bleiben ohne Echo. Von Minute zu Minute wird's dem Offizier immer stärker bewußt: Totaler Ausfall der Lenkraketen und der Geschütze! Weit und breit ist nichts von ihnen zu hören, geschweige denn zu sehen. Egal, was mit denen da passiert ist, die kannst du abschreiben. Und ausgerechnet jetzt, wo ein Gegenangriff gemeldet wird! Die Lage ist ungewöhnlich. Kein Vorgesetzter steht ihm zur Seite, der ihm vielleicht einen Befehl erteilen würde, um aus der Klemme zu kommen: kein erfahrener Offizier ist da, der ihm einen Rat erteilen könnte. Jetzt heißt es kategorisch: Entscheide selbst! Der Oberleutnant bewahrt einen kühlen Kopf, überlegt und handelt rasch. Den Verlust müssen die Panzerbüchsen der mot. Schützen und die Kanonen der Panzersoldaten wettmachen. Der Kompaniechef lenkt sie um, befiehlt ihnen, die neuen Panzerziele zu bekämpfen. Läßt die mot. Schützen absitzen und andere Objekte angreifen. Manöver auf engstem Raum und in kürzester Zeit. Eine angespannte, komplizierte Situation. Trotzdem: Ralph Gunter bewahrt Überblick und meistert im wesentlichen auch diese Phase. Allerdings: Einige Panzerattrappen bleiben stehen. Nicht bekämpft! Das geht zu seinen Lasten.
(Nach der Übung wird Gunter erfahren, daß die beiden Geschütz- und Raketen-Fahrzeuge, um schnell zu sein, eine andere Kolonne überholen wollten, einen Umgehungsweg suchten, dadurch in einen verschneiten Graben gerieten und sich nicht befreien konnten.)
Einige Kilometer noch, dann erfolgt eine weitere Einlage: Die Kolonne muß einen aktivierten Geländeabschnitt passieren. In Schutzanzügen überwinden die Kämpfer die Strecke. Nach der Entaktivierung der Truppen zieht Oberleutnant Gunter in Gedanken erste Bilanz. Taktische Gefechtshandlungen erfüllt. Kein Stocken bei den Angriffen. Ausgezeichnet der 1. mot. Schützenzug. Gute taktische Disziplin bei den Panzern. Wenn die doch bloß alle Ziele erkannt und mir gemeldet hätten! Gunter schiebt die Kopfhaube in den Nacken, fährt sich mit der Hand übers angespannte Gesicht, atmet tief durch. Ist doch 'ne knifflige Sache, so 'ne Truppe übern Acker zu führen. Nicht immer leicht – auch für einen großen Chef nicht!

Den Angriff begleiteten Oberstleutnant Horst Spickereit (Text) und Unterleutnant d. R. Manfred Uhlenhut (Fotos)





Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

Mitgebaut

Besonders hat mich im Heft 9/79 der Bericht über den „Club-Treff 30" interessiert. An diesem Gebäude habe ich nämlich selber mitgebaut. Es ist doch schön mal zu erfahren, was hier inzwischen alles „vom Stapel läuft".
Gefreiter d. R. R. Fromm, Neu-Falkenrode

Nochmal Historisches

In meiner fünfjährigen Dienstzeit bei der Seepolizei und der KVP See diente ich das Jahr 1954 als Meister des Signalabschnittes auf dem in der AR 10/79 abgebildeten Schulschiff „Ernst Thälmann" (S. 94). Wir mußten in den Jahren sehr viel entbehren und hatten einen harten Dienst. Dennoch denke ich gern an die Zeit zurück. Hier noch einige taktisch-technische Daten des Schiffes: Länge: 94 m, Antrieb: Dampfmaschine, Ölfeuerung, Bewaffnung: 4×37-mm-Einzellafetten, 2×20-mm-Vierling, Besatzung: Stamm etwa 40 Mann und 80 Offiziersschüler.
Klaus Giehler, Rostock

Scheel angeguckt?

Ich habe schon oft beobachtet, daß Soldaten, wenn sie mal eine Tanzveranstaltung besuchen wollen, recht herabsetzend behandelt werden. Ja, in einigen Fällen wurden sie gar nicht hereingelassen. Oder ein anderes Beispiel: In unserer Kreisstadt sind auch Soldaten untergebracht. Wenn sie da mal in eine Kneipe gehen wollen, werden sie von den anderen Besuchern oft scheel angeguckt und ohne besonderen Grund „vollgelappt". Für mich hört da jegliches Verständnis auf. Vielleicht äußern sich mal Leser des Soldatenmagazins zu diesem Thema?
Manuela Kotte, Großschönau

Höflich

Ich interessiere mich für unsere Historie. Wie ist eigentlich der militärische Gruß entstanden?
Jürgen Mahler, Magdeburg

Eine eindeutige Antwort darauf ist nicht möglich, weil viele Faktoren zum Entstehen dieses speziellen Grußes beigetragen haben. Etwa ab Mitte des 16. Jahrhunderts war der bewegliche Visierhelm der Ritter in Gebrauch. Man klappte ihn hoch, traf man ohne Kampfabsichten aufeinander. Aus dieser Gepflogenheit entwickelte sich wahrscheinlich der militärische Gruß. Eine noch einfachere Grußform war die Andeutung des Hut- bzw. des Visierlüftens. So könnte das Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung, heute verbindliche Ehrenbezeigung in vielen Armeen der Welt, zum militärischen Zeremoniell geworden sein.



Gar nicht so leicht

Der Beitrag „Drei Momente" in der Oktoberausgabe 1979 hat uns ganz besonders gezeigt, daß das Soldatsein gar nicht so leicht ist. Beim Betrachten des Soldatenmagazins haben wir uns überlegt, wie wir außer unseren jetzigen Verpflichtungen einen weiteren Beitrag zur sozialistischen Landesverteidigung leisten könnten. Wir suchen nun einen Genossen, der Berufssoldat ist und über den wir die Patenschaft übernehmen können. Unser Jugendkollektiv arbeitet im Seehafen Wismar als Ladungskontrolle und besteht aus 13 Mitgliedern.
Tallierungsgesellschaft mbH, Ladungskontrollunternehmen der DDR, Filiale Wismar, Schicht I, 24 Wismar, Überseehafen/Kopenhagener Str., Neues Sozialgebäude, PF 116

Kein Streitobjekt

Es ist doch ganz natürlich, daß nicht allen alles gefällt. Über Geschmack läßt sich ja bekanntlich nicht streiten. Dennoch ein großes besonderes Dankeschön an die Autoren der Kurzgeschichten.
Grit Wächtler, Marienberg

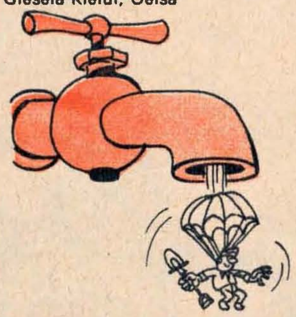
Postalisch

Als kleine Zeitungsverkäuferin in einem Kiosk in Schönebeck habe ich immer Gelegenheit, alle Zeitschriften gründlich zu studieren. Doch die meiste Zeit bringe ich immer bei der AR zu. Bin zwar aus dem Fan-Alter heraus, habe selbst schon große Kinder, aber sie gefällt mir dennoch. Auch im Verkauf merke ich, daß die AR vom Kinder- bis zum Greisenalter gelesen wird.
Ursula Korleben, Eggersdorf

An dieser Stelle einmal herzlichen Dank dem Postzeitungsvertrieb und all seinen Mitarbeitern für die tägliche zuverlässige Arbeit.

Wasser marsch!

Seit zwei Jahren bewohnen wir ein kleines Landhaus. Und wie das in alten Häusern so ist, man hat öfter Probleme mit ihnen. Für eine neue Wasserleitung sollte von Freitag bis Montag ein Graben geschaufelt werden. Da mein Mann aber z. Z. seinen Ehrendienst leistet, wußte ich mir keinen anderen Rat, als mich an das Wehrkreiskommando Löbau zu wenden. Der Genosse Hermann hat es dann veranlaßt, daß mein Mann Samstag und Sonntag Sonderurlaub bekam und den Graben ausschachten konnte. Jetzt ist alles so weit fertig, daß die Klempner nur noch anzuschließen brauchen. Vielen Dank dem Genossen Hermann und den Vorgesetzten meines Mannes für so viel Verständnis!
Giesela Kieluf, Oelsa



Berufswunsch geheim halten?

Ich möchte Berufssoldat werden. Aber schon die Entscheidung meines Bruders, drei Jahre zur Volksarmee zu gehen, paßte meiner Mutter nicht. Und wenn ich ihr nun erkläre, daß ich mindestens 10 Jahre zur NVA gehen möchte, wird sie, so glaube ich, ganz „aus den Wolken fallen". Nun frage ich: Was kann ich da tun? Soll ich meinen Wunsch geheim halten, bis ich einberufen werde oder soll ich es ihr erklären? Was meint ihr?
Andreas M., Burg

Wir reichen diese Frage gern an unsere Leser weiter und warten auf Post.

Im Namen vieler

Als wir am 19. Oktober 1979 unser Fest der Hausgemeinschaft in Senftenberg am See feierten, um für die geleistete Arbeit den Bürgern des Kreises zu danken, haben wir erstmalig ein Kulturprogramm der NVA erlebt. Das Ensemble gab sich tüchtig Mühe, um den Bürgern die Stunden unvergeßlich zu machen. Wenn man dazu aber noch weiß, daß dieses Kulturprogramm in nur einem Monat und nach Dienst eingeübt wurde, so muß man wirklich den Hut vor diesen Genossen ziehen. Jedenfalls ein Programm ohne Panne über die Bühne zu bringen, ist schon gekonnt. Im Namen vieler Bürger möchte ich Dank sagen für die schönen Stunden.
Elfriede Hahn, Senftenberg

VERSTECKT UND DOCH GEFUNDEN ...



... wurden die Buchtitel in unserem November-Preisausschreiben. Es waren: Walter Flegel, In Bergheide und anderswo; Erwin Strittmatter, Ein Dienstag im September; Helmut Sakowski, Daniel Druskat; Rudi Strehl, Ein irrer Duft von frischem Heu; Bernhard Seeger, Herbstrauch; Johannes Bobrowski, Levins Mühle; Günter Görlich, Den Wolken ein Stück näher; Heinz Kruschel, Jeder Abschied ist ein kleines Sterben; Dieter Noll, Kippenberg; Wolfgang Held, Härtetest; Walter Flegel, Der Regimentskommandeur; Konstantin Simonow, Man wird nicht als Soldat geboren; Liselotte Welskopf-Henrich, Jan und Jutta; Erik Neutsch, Zwei leere Stühle; Günter Görlich, Eine Anzeige in der Zeitung; Leonhard Frank, Links, wo das Herz ist; Walter Flegel, Ein Katzensprung; Herbert Otto, Zum Beispiel Josef; Harry Thürk, Der Gaukler; Tschingis Aitmatow, Der weiße Dampfer; Harry Thürk, Die Stunde der toten Augen; Ruth Werner, Ein ungewöhnliches Mädchen; Wassili Schukschin, Bis zum drittenmal der Hahn kräht; Lilo Hardel, Nadja, mein Liebling.
Unseren Glückwunsch allen Gewinnern, die ihre Preise bereits durch die Post erhalten haben. Die Hauptpreise gewannen: 100 Mark Obermatrose Bernd Rudolf; je 50 Mark Heidi Losse, Leipzig, Feldwebel Gerhard Lemke, Andreas Boy, Leipzig; je 20 Mark gingen an Leutnant M. Ellrich, Christine Klemke aus Dahme, Oberleutnant Matthias Pinternagel, Torsten Paech, Stralsund, Cornelia Fischer, Schmalkalden; je 10 Mark erhielten Jutta Birnbaum aus Wormlage, Dietrich Höpner aus Obernessa, Detlef Haack, Dresden, Offiziersschüler Lutz Schulze und Karsten Müller aus Cottbus. Allen anderen Einsendern schönen Dank fürs Mitmachen!

Aufgeschnitten

Mein Wunsch wäre es, einmal ein Unterseeboot von innen zu sehen. Seit ich Eure Zeitschrift lese, habe ich noch keins entdecken können.
Ulf Frenzel, Pirna

In diesem Jahr haben wir in der „AR-Waffensammlung" einen Beitrag zu U-Booten geplant. Dort wird auch ein „aufgeschnittenes" U-Boot gezeigt.



Soldatenpost

... wünschen sich: Lena Prokopjewa, 624176 Swerdlowskaja obl. Newjanski r-on, s. Kalinowo c, Leninstr. 20–46 (in deutsch, russisch oder englisch) – Annerose Monden (23, 2jähriger Sohn), 1201 Petershagen, Hauptstr. 48 – Gina Runge (18), 8019 Dresden, Fetscherstr. 2 – Erika Schneider (22), 48 Naumburg, Ortsteil Henne – Marianne Haß (21), 22 Greifswald, Fischstr. 18 – Inka und Elke über: Inka Schuster (beide 20), 402 Halle, Brandbergweg 23, Zi. 227 – Tamara Schenk (18, Kind 1 Jahr), 8028 Dresden, Löbtauer Str. 83 – Silvia Balarek (3jähriger Sohn), 3023 Magdeburg, Schäferbreite 13 – Gabriele Thümmler (25, 5jähriger Sohn), 7101 Panitzsch, Ernst-Thälmann-Str. 14 – Heike Scholze (17), 4011 Halle, Brückenstr. 66 – Siegrid Kummerow (28) und Heidi Zaniera (19), 2031 Gnevezow – Sibylle Röchert (18), 8812 Seifhennersdorf, Dr.-Külz-Str. 8–12, VEB „Lautex", Werk 3.1. – Heike (16) und Rita (19) Bösel, 4273 Großörner, Schröderstraße 22 – Angelika Kaschta (18), 1120 Berlin, Pistoriusstr. 16a AWH – Liane Krause (19), 3573 Oebisfelde, Magdeburger Str. 33 – Evelyn Nickel (18), 1201 Petershagen, Hauptstr. 30 – Steffi (18) und Christine (24) Albert, 825 Meißen, Moritzburger Platz 2 – Ramona Gäbler (17), 925 Mittweida, LWH II, Platz der DSF 1 – Sabine Leichsenring (17), 8402 Gröditz, Amselweg 2.
Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Inge Stirius (25, 5jähriger Sohn), 89 Görlitz, Karl-Liebknecht-Str. 25 – Angelika Polz (23, 2 Kinder), 68 Saalfeld, Str. der Freundschaft 124a – Christine Kuhrmann (17), 1702 Treuenbrietzen, Thälmannstr. 34 – Heidrun Rieck (23), 20 Neubrandenburg, Hauptpostamt, Sekretariat – Petra Streckert (28, 1 Kind), 4020 Halle-Südstadt II, Jamboler Str. 9 – Birgit Lehner (28, 4 Kinder), 502 Erfurt, Grolmannstraße 9 – Rommy Bachofner, 83 Pirna II, Leninstr. 4 – Cornelia Klitzsch, 9533 Wilkau-Haßlau, Querstr. 2 – Mona Bertuleit, 9533 Wilkau-Haßlau, Hermannstr. 16 – Ursula Möbius (22), 1502 Potsdam-Babelsberg, Korokjowstr. 25, bei Dornbusch – Heike Ehlers, 8210 Freital, Karl-Liebknecht-Str. 7 – Ilona Hohlweg (28), 1195 Berlin, Baumschulenstr. 84/85, bei Kroll – Monika Bartel (17), 1702 Treuenbrietzen, Thälmannstr. 15 – Jutta Günster (23), 104 Berlin, Oranienburger Str. 39 – Sylvia Debenday, 4401 Schwemsal, Schulstr. 9 – Ute Poost (22), 836 Sebnitz, A.-Kunze-Weg 12.

Glückwunsch per Foto

Mein Schatz, Oberleutnant Matthias Krügener, wird für eine Zeit in der SU an der Militärakademie sein und somit seinen 27. Geburtstag am 26. 2. 1980 nicht mit mir feiern können. Mit meinem Foto in der AR möchte ich ihn überraschen.
Renate Klingschat, Klein-Wokern



Paten gesucht

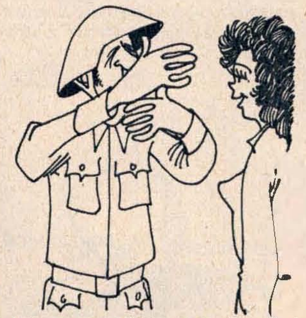
Welches NVA-Regiment bzw. welche NVA-Einheit hat noch keine Patenschule und würde mit unserer Schule gern eine Patenschaft eingehen?
4. OS Treptow „S. M. Budjonny",
Pionierleiter Katja Noack,
1195 Berlin, Hänselstr. 14

AR-Markt

Suche AR-Jahrgänge '77 und '78, möglichst kostenlos: R. Wilwand, 252 Rostock 22, Karl-Zylla-Str. 14 – Suche AR und mt '64 bis '67: D. Bröde, 1601 Waßmannsdorf, Rudower Str. 7 – Suche AR-Jahrgänge '60 bis '70, sämtliches Material über die Volksmarine sowie Gleichgesinnte, die Typenblätter sammeln und sich überhaupt für alles in der NVA interessieren: I. Kilian, 58 Gotha, Erich-Weinert-Str. 27 – Suche AR-Jahrgänge '65 bis '70, möglichst kostenlos: B. Kitzing, 798 Finsterwalde, W.-Rathenau-Str. 18 – Suche AR-Jahrgänge '61 bis '67, auch einzelne Hefte, weiterhin das Typenbuch der Raumflugkörper '57 bis '64 von P. Stache und „Historische Flugzeuge" I und II; biete Motorkalender der DDR 1978, Marinekalender der DDR 1976 und Fliegerjahrbuch 1979: G. Möller, 6308 Gräfinau-Augstedt, Ilmenauer Str. 77 – Biete AR 11/75, 2, 4, 5/76 und 12/77: St. Kurtz, 3501 Bindfelde, Dorfstr. 22 – Verkaufe vollständige AR-Jahrgänge von '64 bis '78, für 10 Mark pro Jahrgang: W. Otto, 27 Schwerin, M.-W.-Frunse-Str. 20.

Schaden durch Enthaltsamkeit?

Ich meine zu dieser Umfrage in der AR 9/79, daß ich absolut nicht für Enthaltsamkeit bei Dingen bin, die mir und meinem Leben dienlich sind.
Offiziersschüler Dieter Krug



Lebt man enthaltsam, wie z. B. im Bereich der Liebe, des Kollektivs oder sich selbst gegenüber, wirkt sich das meiner Meinung nach negativ auf die Persönlichkeitsentwicklung aus. Man verkümmert.
Offiziersschüler Rainer Vogel

Bei Nichtauslastung des Körpers kann es zu psychischen Belastungen kommen. Das Verhältnis zum Partner ist wichtig, er sollte aber nicht Sexualobjekt sein.
Obermaat Heiner Skibowski

Antwort mit Rabindranath Tagore: „Entsagung macht nicht selig!"
Korvettenkapitän Fritz Schoth

Wenn sich jemand vom Kollektiv ausschließt, ist diese Enthaltsamkeit äußerst schädlich. Enthaltsamkeit bei persönlichen Wünschen hingegen ist durchaus zu verkraften.
Offiziersschüler Andreas Meinhold

Enthaltsamkeit in punkto Alkohol und Rauchen ist natürlich nicht schädlich.
Leutnant Florian Wancke

Anstößig?

Die Frauenbilder in der AR finde ich anstößig. Meiner Meinung nach haben sie in diesem Magazin nichts zu suchen. Dafür sollte man besser Abbildungen der neuesten Waffen bringen.
Adolf Pietsch, Schwedt

Seit Mai 1979

...ist mein Mann Soldat. Anfangs war es sehr schwierig für ihn, sich einzugewöhnen. Es kam sogar zu einer unerlaubten Entfernung aus der Kaserne, wofür er natürlich auch bestraft worden ist. Jetzt, nachdem das erste Diensthalbjahr beendet ist, können wir es wagen, uns ein Urteil zu bilden. Daß es nicht notwendig war, in UE zu gehen, haben wir längst festgestellt. Da wir im November ein Kind erwarten, gibt es vor allem mit dem Wohnraum Probleme. Ich sprach deshalb schon zweimal mit einem Vorgesetzten meines Mannes, und beide Male wurde mir geholfen. Zur Unterstützung junger Ehen wird heutzutage wirklich viel getan.
Evelin Greschik, Leipzig

Gefunden

Ganz zufällig geriet mir Eure AR in die Hände. Jemand hatte sie im Zug liegen lassen. Bei meinem Rundgang fand ich sie und nahm sie an mich. In einer Zugpause vertrieb sie mir die lange Weile. Inzwischen bin ich schon eifriger Leser.
Liane Krause, Oebisfelde

Hallo, Gebirgsläufer!

Da ich ein begeisterter Läufer bin, würde ich gern am 7. Zittauer Gebirgslauf teilnehmen. Wie lautet die Anschrift des Veranstalters?
Kapitänleutnant Falko Herrmann

Der 7. Zittauer Gebirgslauf findet am 20. April 1980 statt. Interessenten richten ihre Teilnahmemeldung an Sportfreundin Bärbel Renger, 88 Zittau, Franz-Könitzer-Str. 41.



Gesucht werden

...ehemalige Feinmechanikerlehrlinge des Jahrgangs 1978/79 aus dem VEB Carl Zeiss Jena, die inzwischen die Offiziershochschule in Kamenz besuchen.
Harriet Zenker, 444 Wolfen, Kirchstr. 34

Militärische Grundausbildung

Mein Verlobter ist jetzt auch einberufen worden. Er schrieb, daß er zuerst eine militärische Grundausbildung erhalte. Im Grundwehrdienst eine Grundausbildung?
Simone Röhr, Dresden

Die militärische Grundausbildung ist die Zeit des Wehrdienstes, in der der Soldat vom Wichtigsten das Wichtige lernt. Alle Armeeangehörigen der NVA und der Grenztruppen der DDR erhalten in den ersten vier Wochen eine einheitliche militärische Grundausbildung mit den Bestandteilen politische Schulung, Taktik-, Schutz-, Schieß-, Pionier-, Exerzier-, physische, militärtopographische und Sanitätsausbildung. Hinzu kommt die Einweisung in die Grundsätze des Wehrdienstes und die Dienstvorschriften.

Chronometer-Fan

Ich bin 17 Jahre und seit einem Jahr im FDJ-Bewerberkollektiv, um einmal Berufsoffizier zu werden. Da ich passionierter Taschenuhrträger bin, möchte ich wissen ob es erlaubt ist, sichtbar an der Uniformhose eine solche Uhr mit Kette zu tragen?
Andre Koischwitz, Rostock

Entsprechend der Dienstvorschrift 010/0/005 über Uniformen und ihre Trageweise ist das nicht gestattet.



Schlimmes verhütet

In den frühen Morgenstunden des 29. Juli 1979 stellten der Gefreite Selinger und der Soldat Schuster von der Einheit Flächenträger den Brand eines Kioskes fest. Sie leiteten umgehend alle erforderlichen Maßnahmen zur Verhinderung einer weiteren Ausbreitung des Brandes ein und halfen persönlich bei der Brandbekämpfung mit. Durch das beherzte Eingreifen der beiden Genossen wurde Schaden in unabsehbarer Höhe vermieden, weil in diesem Raum Flüssiggasflaschen untergebracht waren, die hätten explodieren können. Den beiden Genossen wurde bereits durch die Leitung unseres Betriebes gedankt.
Beutel, Direktor VE Gaststätten- und Hotelorganisation Bad Salzungen

BERUFSBILD



Berufsunteroffizier für mot. Schützeneinheiten

Die mot. Schützentruppen sind die tragende Waffengattung der Landstreitkräfte. Sie sind vollmotorisiert, verfügen über gut bewaffnete, gepanzerte, geländegängige und schwimmfähige Gefechtsfahrzeuge, die mit einer ausgezeichneten Nachrichtentechnik und mit Infrarot-Anlagen zum Fahren und Schießen bei Nacht ausgestattet sind. Die mot. Schützentruppen können im Zusammenwirken mit den anderen Waffengattungen der Landstreitkräfte sowie mit den Luft- und Seestreitkräften verschiedenartige Gefechtshandlungen zu jeder Jahres- und Tageszeit, in beliebigem Gelände und bei unterschiedlichen klimatischen Bedingungen durchführen. Sie können bei See- und Luftlandungen eingesetzt werden.

Der hier tätige Berufsunteroffizier ist Vorgesetzter, politischer Erzieher, militärischer Führer und Ausbilder. Wer sich für diese Laufbahn interessiert und bewerben will, sollte einen festen Klassenstandpunkt und möglichst schon Erfahrungen in der gesellschaftspolitischen Arbeit haben. Er darf nicht älter als 26 Jahre sein und muß die 10-Klassen- und die Facharbeiterausbildung haben. Günstig ist der Berufsabschluß als Landmaschinen- oder Fahrzeugschlosser, Maschinist, Instandhaltungsmechaniker, Elektromonteur oder Metallurge. Es wird erwartet, daß der Bewerber an der GST-Ausbildung teilgenommen sowie das Schwimm- und Sportabzeichen erworben hat. Die fünfmonatige Heranbildung zum Berufsunteroffizier an einer Unteroffiziersschule der Landstreitkräfte der NVA umfaßt neben der Vermittlung von gesellschaftlichen und allgemein-militärischen auch dem Ausbildungsprofil entsprechende Spezialkenntnisse. Letztere umfassen unter anderem: Taktikausbildung, Schieß- und Fahrausbildung sowie Nachrichtenausbildung. Die wichtigste Aufgabe des Berufsunteroffiziers besteht darin, jeden Angehörigen seiner Einheit zu einer Soldatenpersönlichkeit zu erziehen, die im Kollektiv initiativreich an den politischen und militärischen Aufgaben mitwirken kann. Nach erfolgreicher Heranbildung und Unteroffiziersprüfung werden die Absolventen zu Unteroffizieren ernannt. Der Einsatz erfolgt in der Regel als Gruppenführer in einem mot. Schützen-, Aufklärungs- oder Fallschirmjägerzug. Nach entsprechender Truppenpraxis und weiterer Qualifizierung ist die Entwicklung zum Stellvertreter des Zugführers oder zum Ausbilder an einer Unteroffiziersschule möglich. Die Beförderung im Dienstgrad kann z. B. nach einem Jahr zum Unterfeldwebel und nach weiteren anderthalb Jahren zum Feldwebel erfolgen. Weitere erreichbare Dienstgrade sind Oberfeldwebel und Stabsfeldwebel. Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos der NVA, bei denen auch die Bewerbungen für das Ausbildungsprofil „Unteroffizier für mot. Schützeneinheiten" einzureichen sind.

DER SONDERAUFTRAG

Erinnerungen des ehemaligen Tschekisten W. A. Sassuchin



Die Sonderabteilung des NKWD[1]), deren Leitung ich übernommen hatte, war verantwortlich für die Sicherheit der Kommandeure und Kommissare von Partisanenbrigaden in den Brjansker Wäldern. Noch in der Nacht meiner Ankunft im Lager deckte uns der Gegner mit Geschützfeuer ein. Wir wechselten an einen etwa 15 Kilometer entfernten Ort und bauten eilig neue Unterstände und Laubhütten.

„Die Lage ist schwierig", sagte Iwan Rjachowski, mein Vorgänger in dieser Funktion. „Seit die Deutschen die Brjansker Wälder durchkämmt haben, fehlen uns tüchtige Leute.

Erinnerst du dich an Andrej Jelissejew? Wir schickten ihn, Angaben über die deutsche Garnison zu sammeln und zu erkunden, was die Besatzungsmacht gegen die Partisanen plant. Er ist nicht zurückgekommen, sein Schicksal unbekannt."

Ich war dem jungen Partisanen im August 1942 zum erstenmal begegnet und hatte einen guten Eindruck von ihm gewonnen. Er war mittelgroß, flink, entschlossen. Ohne zu zögern willigte er ein, Kundschafter zu werden.

[1]) Von Oktober 1917 bis 1953 tätiges Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten.

Bedrückt ging ich zur ersten Beratung der Tschekisten. Vieles kam zur Sprache. Der Mangel an Brot, der unzureichende Kontakt zu einigen Brigadekommandeuren, die veränderte gegnerische Taktik. Waren die Faschisten früher bestrebt gewesen, einzelne Partisanen zu korrumpieren und auf ihre Seite zu ziehen, was ihnen selten gelang, so waren sie nun vor allem darauf aus, die Kommandeure physisch zu vernichten.

Aber sie befaßten sich nicht nur mit Diversion, Terror und Spionage im Partisanengebiet, sondern versuchten auch, Agenten ins Große Land, das von ihnen nichtbesetzte Territorium, einzuschleusen. Manchmal gelang ihnen das.

Im Großen Land waren Agenten gestellt worden, die von einem in der Siedlung Lokot stationierten deutschen Spionageorgan angeworben worden waren. Für uns wurde es deshalb dringend notwendig, dort einzudringen. Wie aber?

Uns war bekannt, daß die Dienststelle der Faschisten von dem Offizier Grinschbaum geleitet wurde. Seine Gehilfen waren die Kollaborateure Rodina Schestakow und Boris, der merkwürdigerweise seinen Familiennamen sorgfältig geheimhielt.

Eines frühen Julimorgens kam der Partisan Ischkow



zu mir in die Laubhütte und meldete, daß ein junger Mann mich zu sprechen wünsche. Ich ging hinaus und erblickte zu meinem Erstaunen Andrej Jelissejew. „Ich melde, daß ich jetzt deutscher Spion bin und einen Auftrag des Herrn Grinschbaum ausführe, wozu ich mich schriftlich verpflichtet habe. Kurz und gut, es ist erreicht, was wir uns gewünscht haben, besser geht's gar nicht."
Andrejs Geschichte könnte als Sujet für einen Abenteuerfilm dienen. Er war, nachdem er uns verlassen hatte, schon bald von Feldgendarmerie aufgegriffen worden. „Partisan?" „Ja." „Wohin willst du?" „Zu Verwandten ins Dorf. Wir sterben vor Hunger. Und da bin ich auf und davon."
In der Siedlung Lokot wurde Andrej ins Gefängnis gesteckt und später Grinschbaum vorgeführt. Dessen Gehilfen Schestakow und Boris nahmen an dem Verhör teil.
„Du bist ein Spion!" schrie Grinschbaum. „Ja, wir wissen alles", ergänzte Schestakow. „Rück mit der Wahrheit heraus", verlangte Boris mit müder Stimme, ohne Jelissejew anzublicken.
Grinschbaum und Schestakow gelang es nicht, Andrej zu dem Geständnis zu bewegen, daß er sowjetischer Kundschafter sei.
„Überlassen Sie ihn mir", schlug Boris vor.
Er blieb mit dem Kundschafter allein. Andrej überlegte. Über Schestakow war er sich klar. Der war Grinschbaum treu ergeben. Aber was war mit Boris? Warum verheimlichte er seinen Nachnamen? Warum verhörte er so formal, so zerstreut? „Was passiert den Polizisten und den deutschen Soldaten, die zu den Partisanen überlaufen? Werden sie erschossen, oder läßt man sie leben?" fragte Boris.
„Wieso erschießen?" Jelissejew lächelte. „Wenn jemand zu den Partisanen übertritt und mit ihnen kämpft, gewinnt er ihre Achtung."
Boris dachte nach. Jelissejew fühlte sich sicherer. „Wird man mich lange festhalten?" fragte er mit erwachender Hoffnung. „Was erwartet mich?"
Boris kniff die Augen zusammen. „Mal sehen."

Am Horizont verglomm das Abendrot, als am Gefängnis von Lokot ein Auto vorfuhr. Ein hochgewachsener junger Mann in deutscher Uniform stieg aus und klingelte. Das Tor wurde geöffnet, und er betrat den Hof.
Eine Viertelstunde später fuhr das Auto, in dem sich nun auch Jelissejew befand, in die Siedlung zurück.

Er wurde in das ihm schon bekannte Zimmer geführt. Dort warteten bereits Grinschbaum und Schestakow. Andrej durfte sich auf einen Schemel setzen.
Grinschbaum fragte: „Willst du leben?"
„Ja", antwortete Andrej.
„Liebst du deine Eltern?"
„Ja, sehr."
„Wenn du möchtest, daß deine Familie unbehelligt bleibt und du selbst auf freien Fuß gesetzt wirst, mußt du uns helfen." Auf diesen Vorschlag hatte Jelissejew nur gewartet. Um keinen Argwohn zu erwecken, lehnte er jedoch zunächst ab.
„Du brauchst keine Angst zu haben", beruhigte ihn Schestakow.
„Die Sache ist nicht schwer. Du gehst in die Partisanenbrigade zurück und lieferst uns Informationen."
„Ich kann nicht zurück. Man betrachtet mich dort als Deserteur", entgegnete Jelissejew.
„Ach was, du sagst, du hättest von deinen Verwandten Lebensmittel holen wollen."
„Na gut, einverstanden."
Grinschbaum lächelte. „Ausgezeichnet."
Andrej wurde beauftragt, über die genaue Situation in der Orjoler Partisanenregion zu berichten. Im Mai 1943 hatten nämlich die faschistischen Truppen sogenannte Vergeltungsoperationen zur Vernichtung der dort kämpfenden Partisanen geführt. Damit verfolgten sie das Ziel, ihr Hinterland vor Beginn der deutschen Offensive im Kursker Bogen zu sichern. Nun interessierte sie, in welchem Zustand sich die Partisanenkräfte nach diesen Kämpfen befanden, wo sie ihre Standorte hatten, wie sie bewaffnet waren, wie die Lebensmittelversorgung klappte, ob Verbindung zur Großen Erde bestand, ob es Flugplätze gab und wie sie beschaffen waren, ob die Partisanen noch kampffähig waren.
All dies sollte Andrej binnen einer Woche erkunden. Grinschbaum hatte gedroht, er werde Andrejs Familie vernichten, falls er es wagen sollte, die eingegangene Verpflichtung nicht einzuhalten.
Schestakow schlug vor: „Wir fahren jetzt mit dem Auto bis zu Ihrem Dorf. Dort besuchen Sie Ihre Verwandten, zeigen sich zwei, drei Dorfbewohnern und kehren morgen zu uns zurück. Sollten die Partisanen Ihre Aussage überprüfen, wird man bestätigen, daß Sie im Dorf gewesen sind."
Jelissejew kehrte wie vereinbart nach Lokot zurück und wurde zur Nacht ins Gefängnis gesperrt.
Danach blieb er eine Woche in der Partisanenbrigade und beteiligte sich an der Sprengung von Gleiskörpern. Das geschah, damit er bei einer Überprüfung glaubwürdig erschien. Gleichzeitig war zur Irreführung der gegnerischen Spionage Spielmaterial vorbereitet worden.
Lange überlegten wir, ob wir versuchen sollten, Boris für uns einzuspannen. Und wir gelangten zu dem Schluß, daß das damit verbundene Risiko gerechtfertigt wäre. Wir wollten Boris daran erinnern, daß er unter der Sowjetmacht aufgewachsen war und ein Russe ist. Außerdem nahm Jelissejew einige Nummern der „Partisanskaja Prawda" mit. So vorbereitet, erschien er vierundzwanzig Stunden nach dem festgelegten Termin bei Grinschbaum. Die Verspätung erklärte er mit Schwierigkeiten, die er gehabt habe, um von den Partisanen fortzukommen...

Eines Morgens wurde ich in aller Frühe von Komaritschkoi aus Kotows Partisanenbrigade geweckt. „Entschuldigen Sie die Störung, aber wir haben da einen verdächtigen Typ festgenommen. Er will mit keinem sprechen, nennt seinen Namen nicht, verlangt, zum Leiter der Sonderabteilung gebracht zu werden."
„Was wünschen Sie?" fragte ich den Festgenommenen.
„Boris hat mich beauftragt, zu Ihnen zu gehen und Ihnen alles zu melden", antwortete er überstürzt.
„Wer sind Sie überhaupt?"
„Ich heiße Kolupow, Andrej Nikitowitsch, und bin Partisan. Ich war bei den Deutschen in Gefangenschaft, im Gefängnis Lokot", antwortete er.
Ich blickte auf den Verband an seinem rechten Bein.
Er erklärte: „Ich habe da Papiere, hoffentlich sind sie nicht naß geworden."
Die Binde wurde abgenommen, und gestempelte Blankopassierscheine für das besetzte Gebiet kamen zum Vorschein.
Ich freute mich. Doch sogleich dachte ich: Vielleicht sind die Formulare extra für uns angefertigt worden und unterscheiden sich von den sonst üblichen.
Ich forderte Kolupow auf, ausführlich zu berichten. Und ich erfuhr, wie er zur Spionage im Partisanengebiet angeworben worden war.
Ungefähr einen Monat hatte er im Gefängnis gesessen. Viele Male wurde er verhört. Dann ließ man ihn zwei Wochen in Ruhe. Schließlich wurde er Boris vorgeführt. „Ist Ihre Mutter auch hier im Gefängnis?" fragte Boris. „Nein", antwortete Kolupow. „Das Leugnen nützt Ihnen nichts", sagte Boris. „Wir wissen, daß Sie Ihre Mutter im Gefängnis getroffen haben. Es wurde gesehen und uns gemeldet. Also heraus mit der Sprache."
„Ich weiß von nichts", entgegnete Kolupow.
Dreimal ließ Boris ihn sich vorführen, schließlich schlug er ihm vor, für die Deutschen ins Partisanengebiet zu gehen. Kolupow lehnte erschrocken ab.
„Die Sache ist ganz einfach", sagte Boris beruhigend. „Und Ihre Mutter wird freigelassen, sobald Sie alles erledigt haben."
Kolupow überlegte und willigte ein. Ich bleibe dann bei den Partisanen, sagte er sich. Und Mutter nehme ich mit.

Grinschbaum, zu dem man Kolupow brachte, war überrascht.
„Sie wollen in unserem Auftrag zu den Partisanen zurückkehren? Sind Sie sich im klaren, wie schwer diese Aufgabe sein wird?"
„Ich weiß ja noch nicht, was zu tun wäre!" Kolupow blickte den Deutschen furchtlos an.
Grinschbaum wandte sich an Boris. „Haben Sie es ihm nicht gesagt?"
„Nein", sagte Boris.
„Nun, wenn er eingewilligt hat, so mag er eine Verpflichtung unterschreiben." Boris diktierte.
„Wir werden Ihre Mutter freilassen und ins Dorf bringen. Niemand wird sie dort antasten", wandte sich Grinschbaum danach an den Partisanen, und er fügte, die Augen zusammengekniffen, hinzu: „Selbstverständlich hängt das von Ihrer Ergebenheit uns gegenüber ab."
Kolupow verstand die Drohung.
Grinschbaum und Boris erläuterten den Auftrag Punkt für Punkt. Insbesondere betonten sie, daß es ihnen auf Informationen über den Schutz der Kommandeure und Kommissare sowie auf Charakteristiken über die Mitarbeiter der Sonderabteilung ankomme.
„Vielleicht irre ich mich", schloß Andrej Kolupow seinen Bericht, „aber von Boris hatte ich den Eindruck, als sei er Mitarbeiter der sowjetischen Aufklärung. Wir hatten die Eisenbahn überquert und waren tief im Wald, da fragte er mich: ‚Du wirst doch nicht tun, was Grinschbaum dir befohlen hat?' Ich war sprachlos. Doch er fuhr fort: ‚Andrej, hab' keine Angst vor mir, Du darfst den Auftrag nicht ausführen. Geh zu Sassuchin, dem Leiter der Sonderabteilung, und sag ihm die Wahrheit.' Dann zog er ein Päckchen Papiere aus der Tasche und verbarg sie in dem Verband, den er an meinem Bein anlegte. Dabei schärfte er mir ein, die Binde erst in der Sonderabteilung abzunehmen. Diesen Zettel soll ich Ihnen persönlich übergeben."
Ich entfaltete das Papier und las: „Ich möchte mich mit Ihnen treffen." Weiter waren Datum, Uhrzeit und Ort vermerkt. Die Unterschrift lautete „Boris".
Andrej Kolupow teilte mit, daß Boris und er eine Stelle ausgesucht hätten, wo die Begegnung stattfinden könne.
Mich durchzuckte der Gedanke: Bestimmt ist das Jelissejews Arbeit!
Am vereinbarten Tag brach ich mit Andrej Kolupow sowie sieben MPi-Schützen auf und war absichtlich drei Stunden vor der Zeit am Treffpunkt. Ich postierte die MPi-Schützen und wartete. Wir befanden uns nahe der Bahnstation Astuchowo, sahen deutsche Soldaten und hörten sie sprechen. Beinahe pünktlich auf die Minute erschien Boris in der Schneise.
Andrej flüsterte: „Das ist er."
Wir beobachteten ihn eine Weile. Er war allein, ohne Kopfbedeckung.
Da traten wir zu ihm.
„Endlich sehe ich Leute von uns!" rief er erfreut und dankte sogleich Kolupow für die ehrliche Ausführung seiner Anweisungen.
Boris und ich setzten uns auf den Stamm einer vom Sturm gefällten Kiefer. Andrej entfernte sich.
Als ich den Unbekannten Boris nannte, sagte er, das sei sein Deckname, er sei ihm schon in der deutschen Spionageschule in Orjol gegeben worden, die er 1942 beendet habe.
„Wer sind Sie dann?"
„Roman Antonowitsch Andrijewski."
„Gut, ich glaube Ihnen. Und nun erklären Sie mir, welche Motive Sie hierher geführt haben."
„Ihr Kundschafter Jelissejew hat mich dazu ermutigt."
„Jelissejew? Wo ist er? Was macht er?" fragte ich aufgeregt.
„Machen Sie sich keine Sorgen. Er lebt in Lokot, in einer konspirativen Wohnung und bereitet sich vor, ins Hinterland der Roten Armee zu gehen. Die Informationen, die er aus dem Partisanengebiet brachte, wurden von der Führung positiv bewertet."
Von sich erzählte Roman Andrijewski, daß er ehemaliger sowjetischer Flieger sei. Anfang des Krieges wurde sein Flugzeug abgeschossen, er rettete sich mit dem Fallschirm und geriet in Gefangenschaft. Im Kriegsgefangenenlager ließ er sich vom Gegner beeinflussen und trat in eine Formation ein, die Strafexpeditionen in Partisanengebiete unternahm.
„Ja, Sie haben ein großes Verbrechen vor der Heimat begangen", sagte ich zu ihm, „und nach sowjetischem Gesetz erwartet Sie die Höchststrafe."
„Ich weiß", entgegnete Roman ernst, „deshalb möchte ich meine Schuld sühnen. Sie bedrückt mich so sehr, daß ich nachts oft nicht schlafen kann. Ich bin zu allem bereit, wenn man mir verzeiht."
Wir unterhielten uns ungefähr zwei Stunden, und ich gewann die Überzeugung, daß man Andrijewski vertrauen könne. Er versprach, mit uns gegen die faschistischen Okkupanten zu kämpfen.
Dann schrieb er mir die Namen derjenigen auf, die als Spione im Rücken unserer Truppen abgesetzt worden waren, und von Verrätern, die in den Dörfern unweit des Partisanengebiets ihr Unwesen trieben. Er gab mir auch ein Schema, aus dem zu ersehen war, wo die deutschen Spionageorgane ihre Standorte hatten, charakterisierte kurz deren Mitarbeiter und lieferte wertvolle militärische Informationen.
Mich interessierte, wie sich Andrijewski vor seinem Chef wegen der langen Abwesenheit rechtfertigen würde.
„Beunruhigen Sie sich nicht", sagte Roman lächelnd, „in dieser Gegend bin ich oft, um mich mit unseren Leuten zu treffen. Sie beobachten die Einwohner, die im Verdacht stehen, Beziehungen zu den Partisanen zu unterhalten. Spionage und Gegenspionage im Partisanengebiet unterstehen mir."
„Ich erwarte von Ihnen", sagte ich zu Andrijewski,



„systematisch über die deutschen Agenten unterrichtet zu werden. Schildern Sie möglichst ausführlich die Tätigkeit der deutschen Spionageorgane, deren Mitarbeiter, ihre moralische Verfassung. Günstig wäre es, Fotos zu haben. Außerdem wären weitere Blankopassierscheine eine große Hilfe."
Roman versprach mir, alles zu erledigen. Zum Schluß bat er, Nachforschungen nach seiner Mutter, seiner Schwester und nach jenem Mädchen anzustellen, das er geheiratet hätte, wäre nicht der Krieg dazwischen gekommen.
Ich versprach mein möglichstes zu tun.
Dann rief ich Andrej Kolupow. Wir fanden eine morsche Birke, bohrten eine röhrenartige Vertiefung hinein, die wir gut tarnten, und erhielten einen sicheren „Briefkasten".
Bevor Roman ging, bat er mich noch einmal, ihm zu vertrauen. Am Abend meldete ich der Zentrale über Funk, daß Roman Andrijewski künftig für uns arbeiten werde. Ich ersuchte die Genossen, nach seinen Angehörigen und seinem Mädchen zu fahnden, und übermittelte die Angaben über die ins Hinterland der Roten Armee abgesetzten Agenten. Das Gespräch mit dem Großen Land endete spät. An diesem Tag war ich ungefähr fünfzig Kilometer marschiert, und ich fühlte mich rechtschaffen müde. Ich legte mich schlafen. Fürchterliches Getöse weckte mich. Gegnerische Artillerie beschoß unseren Standort. Kommandeur Gorschkow befahl, das Lager sofort zu verlegen...

Andrej Kolupow hatte das Spielmaterial pünktlich an die Faschisten übergeben und uns Informationen von Roman mitgebracht, die für die Führung der Roten Armee und der Partisanen außerordentlich wertvoll waren.
Eines Tages händigte mir Kolupow einen Brief von Roman aus, in dem er mich um eine erneute Zusammenkunft bat.
Wieder saßen Roman und ich auf dem Stamm der umgestürzten Kiefer. Roman erstattete Bericht und ergänzte das Material, das im Versteck gelegen hatte. Auf der Liste mit den Namen der in das Große Land eingedrungenen Agenten vermerkte er, wer sich stellen und wer spionieren würde.
Roman war es gelungen, den Funker Shenja Prissekin zu gewinnen, für uns zu arbeiten. Ich erhielt dessen Chiffre, den Tarnnamen, die Funkzeit und andere Materialien der Funkstation.

Als ich Roman eröffnete, daß seine Mutter und seine Schwester gesund seien und in Tomsk wohnen, sein Mädchen aber noch nicht gefunden sei, drückte er mir bewegt die Hand.
„Von jetzt an kämpfe ich mit zehnfacher Energie gegen unsere Feinde!" In seine Augen traten Tränen, als er der Mutter einige Worte schrieb.
Dann berichtete Roman, daß er auf der Reise nach Brjansk den Kommandeur einer Legionärskompanie kennengelernt habe, die die Eisenbahnstrecke zwischen Nawlja und Altuchowo bewache. Aus der Kompanie seien mehrere Mann zu den Partisanen geflüchtet, aber der Kommandeur verheimliche das vor den Deutschen.
Ich versprach, zu sichern, daß die gesamte Kompanie zu den Partisanen überlaufen konnte.
Schließlich holte Roman aus der Tasche Brot und drei Büchsen Fleisch hervor.
„Ein Geschenk für Sie." Ich wies es nicht zurück. Im Partisanenwald waren Lebensmittel knapp.
Wir nahmen Abschied. „Bestimmt werden wir uns wiedersehen", versprach ich.
Ins Lager kehrte ich spät abends zurück. Tags darauf fanden sich die Leiter der Abteilungen bei mir ein.
„Bei mir haben sich zwei Terroristen gemeldet", sagte Nikolenko. „Angeblich sollten sie den Kommandeur oder den Kommissar unserer Brigade töten, wollten das aber nicht tun."
„Gut, ich spreche mit ihnen", sagte ich.
Wie mit Nikolenko vereinbart, traf ich mich in seiner Brigade mit den beiden Agenten. Ich gewann die Überzeugung, daß sie es ehrlich meinten, und beschloß, sie für uns einzusetzen. Die Schwierigkeit bestand darin, eine hieb- und stichfeste Legende für sie zu erfinden, mit der sie zurückkehren konnten. Es mußte der Anschein erweckt werden, als hätten sie ihren Auftrag ausgeführt. Nikolenko und ich beratschlagten mit dem Kommandeur und dem Kommissar der Brigade. Wir vereinbarten, den Stabschef zu „opfern", der ohnehin in eine andere Brigade versetzt werden sollte.
Dann setzten wir das Gerücht in Umlauf, der Stabschef sei durch Unbekannte getötet worden. Ein Flugblatt, das wir abfaßten, verkündete, daß die Okkupanten den Tod des Stabschefs hundertfach mit ihrem Blut würden bezahlen müssen. Ein Flugzeug warf fünfhundert Exemplare in der Nähe von Lokot ab.
Der Stabschef begab sich indessen in die Romassucher Wälder, zu einer anderen Brigade. Zuvor hatte man ihm eingeschärft, er habe sich ruhig zu verhalten, da er ja „tot" sei. Die beiden „Terroristen" aber gingen für uns zu den Faschisten zurück.
Immer öfter überflogen jetzt sowjetische Flugzeuge das Partisanengebiet. Unseren Informationen zufolge bombardierten sie Truppenkonzentrationen, Kampftechnik und Nachschublinien.
Unsere Truppen stießen nach Westen vor. Die faschistische Offensive im Kursker Bogen war gescheitert.
In dieser Situation bestellte ich Roman zu einem Treffen. Er erschien pünktlich.
„Nun bewegt mich eine Frage", sagte Roman. „Soll ich mit den Deutschen abziehen oder bleiben?"
„Das haben wir bereits entschieden", antwortete ich. „Sie werden mit der deutschen Spionage nach Westen gehen und eine Gruppe sowjetischer Kundschafter leiten."
„Zu Befehl!" entgegnete Roman diszipliniert.
Ich fragte nach Jelissejew.
„Er ist wieder hier. Hat seinen Auftrag ‚erfolgreich' erfüllt, Grinschbaum ist zufrieden", antwortete Roman lächelnd.
Romans Gruppe bestand aus acht Mann. Dementsprechend war der Auftrag, den wir gleich hier im Wald ausarbeiteten.
Zum Abschied umarmten wir uns. Ich wünschte Roman viel Erfolg.
Ich war unglaublich müde und hungrig. Ein langer Marsch lag hinter mir. Aber es blieb keine Zeit zum Ausruhen. Ich mußte mich mit Kolupow zusammensetzen und ihn überzeugen, zu den Deutschen zurückzukehren. Eigentlich bedauerte ich ihn. Die Partisanen würden sich demnächst mit der Roten Armee vereinigen, doch Andrej mußte diesem frohen Tag entfliehen und wieder sein junges Leben riskieren.
Ich lud ihn zu einem Gespräch ein, erzählte ihm von Roman und schilderte ihm die Situation nach der Offensive unserer Truppen.
„Wie wär's, Andrjuscha", fragte ich vorsichtig, „wenn du wieder zurück gingest?"
„Ich bin bereit dazu, falls es notwendig ist."
Früh am Morgen nahmen Andrej und ich voneinander Abschied. Mir war schwer zumute. Ein wunderbarer Mensch und hervorragender Kundschafter verließ uns, ging neuen Gefahren entgegen.
Am 7. September 1943 kam es zur langersehnten Vereinigung mit Vorausabteilungen der Roten Armee. Unbeschreiblich waren der Jubel und die Begeisterung.
Die Sonderabteilung zog nach Lokot, um unsere Kundschafter und Illegalen zu treffen, zugleich aber hieß es, zurückgebliebene faschistische Spione aufzuspüren.
Seitdem sind viele Jahre vergangen. Die Erinnerungen an die Brjansker Wälder, an die unerschrockenen Kundschafter aber verblassen nicht. Tragisch endete der Kampfweg Roman Andrijewskis und anderer. Doch die Überlebenden halten die Namen der gefallenen Freunde in Ehren. In der Gegend von Brjansk lebt Alexej Jelissejew, ein mutiger, heldenhafter Mann, dessen Tätigkeit im „Wespennest" der faschistischen Geheimdienstorgane ein ganzes Buch wert ist.

Aus dem Russischen von Heinz Kübart
(Gekürzte Fassung)
Illustrationen: Karl Fischer

Bei Unteroffizier Volker Eichhorns Treffsicherheit keine Chance für die grüne Scheibe.



Die Akte bleibt geöffnet

Es war an einem Herbsttag im vergangenen Jahr. Nach fast vierzehnstündigem, strapaziösem Flug kletterten grauuniformierte Soldaten müde, doch mit frohen Gesichtern in Berlin-Schönefeld aus einer Maschine der Interflug. In ihrem Gepäck befand sich neben Muscheln, Sombreros und Abzeichen aus Kuba ein schöner, auf Hochglanz polierter Pokal. Seine Inschrift verriet einen dritten Platz, errungen bei den Meisterschaften der befreundeten Armeen im Militärischen Dreikampf. Die Männer schwenkten ihn so, als hätten sie den Mannschaftssieg geholt. Verständlich für sie und für diejenigen, welche die Geschichte jenes Kampfsportes bis zu diesem letzten Start in Matanzas kennen. Sie begann vor 22 Jahren.

Der Dreikampf, ein militärsportlicher Wettbewerb, feierte während der I. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen 1958 in Leipzig Premiere. Mit seinen Disziplinen MPi-Schießen, Handgranatenwurf und Langstreckenlauf war er so recht auf Soldaten zugeschnitten. Die NVA-Auswahl – in ihr standen auch so bekannte Vorwärts-Fußballer wie Dieter Krampe und Gerhard Reichelt – erkämpfte bei jenem Auftakt sogar den Mannschaftssieg. Und ich kann mich gut entsinnen, daß dieser goldene Erfolg noch lange im Gespräch war. Doch der Atem der Aktiven reichte nur bis 1965. Leistungssportler konnten bald beim besten Willen kaum noch „aushelfen". Ihr Trainings- und Wettkampfkalender war randvoll, und über das Wie des Aus-

Bewährter Senior der NVA-Mannschaft: Der achtunddreißigjährige Korvettenkapitän Dieter Prätzel.



wählens in der Truppe gab es keine rechten Vorstellungen. In dieser Zeit führte mich meine Reise mit den Dreikämpfern in das ferne Ulan-Bator. Mutlos kehrten wir von dort zurück, mit dem vorletzten Platz in der Mannschaftswertung. Und als dann in Wroclaw die DDR-Mehrkämpfer gar das Schlußlicht der SKDA-Meisterschaft wurden, klappte die Armeesportvereinigung Vorwärts ihre Akte „Militärischer Dreikampf" vorläufig zu. Für fast elf Jahre! Wieder aufgeschlagen wurde sie am 1. Dezember 1976.

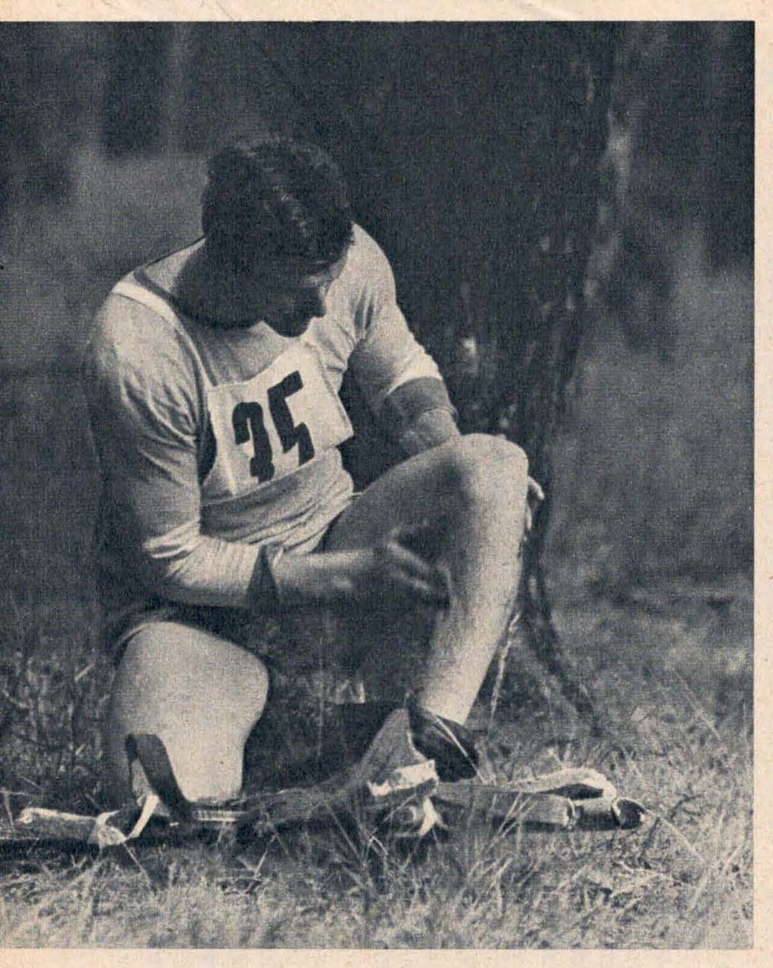
An diesem Tag begann ein Wettstreit für alle Angehörigen der Nationalen Volksarmee. Zugkräftig war sein Motto: „Die Besten fahren nach Kuba!" – zur IV. Sommerspartakiade 1977. Auf derem Programm stand wiederum der Dreikampf. Ein wenig verändert, ausgereift seit seinem Leipziger Einstand: Neben dem MPi-Schießen das Handgranatenzielwerfen auf 40 Meter entfernte Kreise und ein 3000-m-Geländelauf. Zehntausende in Truppenteilen und Einheiten fingen Feuer, bildeten Übungsgruppen. Die treffsichersten und schnellsten Dreikämpfer wurden in zwei Vorbereitungslehrgängen intensiv geprüft. Ihre sieben Besten – Korvettenkapitän Dieter Prätzel, Stabsfeldwebel Heinz Herrmann, Feldwebel Kurt Märker, die Unterfeldwebel Michael Mehlhorn und Thomas Gebhardt, Unteroffizier Detlef Wichterei und Soldat Uwe Schädler – reisten mit der Spartakiade-Delegation der NVA über den Atlantik zur Insel der Freiheit. Dort besuchte ich sie als Reporter. Sie schwärmten von der kubanischen Gastfreundschaft ebenso wie von der kameradschaftlichen Atmosphäre im Hotel „Oasis" am Varadero-Strand, ihrer und der anderen Mehrkämpfer Unterkunft. Sie lobten vor allem die uneigennützige Hilfe der sowjetischen Genossen für die NVA-Soldaten. Da war der mehrfache SKDA-Meister Hauptmann Ruslan Kusmin aus Moskau. Er hatte ihnen gezeigt, wie man bei richtiger Handhabung des Trageriemens der MPi Ruhe und Stabilität beim Schuß erhält. Er hatte ihnen geholfen, die am besten geeigneten Laufschuhe auszuwählen. Er hatte ihnen seine Erfahrungen in der Wurftechnik mitgeteilt... Dennoch – auf der Wettkampfanlage von Matanzas mußten sich unsere Kämpfer mit dem letzten Platz

Auf dem 3-km-Geländekurs. . .



abfinden. Aber ihre Akte blieb diesmal offen!
Allen voran ging die Sportorganisation der Landstreitkräfte. Sie löste den Beginn einer militärsportlichen Massenbewegung aus. Ein Appell an die Kommandeure blieb nicht ungehört, lag doch der Nutzen regelmäßigen Dreikampftrainings für die Gefechtsausbildung auf der Hand. Viele Wettkampfanlagen entstanden. In etwa 150 Trainingsgruppen übten sich Armeeangehörige nahezu aller Dienstgrade in Schnelligkeit, Kraft, Ausdauer und Treffsicherheit bei Lauf, Wurf und Schuß. Sogar eine erste Sektion wurde gegründet, an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann".
Diesem ersten Mehrkampfschritt folgte bald der zweite. Flieger, Matrosen und Grenzsoldaten gingen ihn mit: Seit 1979 ist der Militärische Dreikampf einer der vier traditionellen Fernwettkämpfe der ASV und der Wochenzeitung „Volksarmee". Wer diese Wettbewerbe kennt, der weiß, daß sie alljährlich gute 90 Prozent aller Angehörigen der NVA und der Grenztruppen erfassen. Über Ausscheide dringen die Erfolgreichsten bis ins Finale vor. So werden Spitzenkönner für internationale Armeemeisterschaften gefunden. Dreikampfherz, was willst du mehr? Das beste Beispiel gab da Offiziersschüler Joachim Rathke. Über die Fernwettkampf-Meisterschaft seiner Hochschule konnte er sich für den zentralen ASV-Endkampf qualifizieren, eroberte einen Platz in der Mannschaft für die SKDA-Titelkämpfe 1979 und wurde dort als bester NVA-Athlet Zehnter. Vor dem abschließenden Lauf hatte er sogar Medaillenchancen, verstauchte sich aber einen Fuß beim Einlaufen und kam mit Schmerzen über die 3 Kilometer in „nur" 11 Minuten.
Ein Jahr zuvor aber hatte die NVA-Mannschaft einen zweiten Meisterschaftsanlauf genommen, in Kiew. Ergebnis: 5. Platz, zwei Ränge besser als in Kuba 1977! Das machte Mut. Und eines abends kamen sie zusammen, die Dreikämpfer aus der DDR mit ihren Waffenbrüdern, sowjetischen „Trojeborzy". Abzeichen, Adressen wurden getauscht und — konkrete Zusammenarbeit vereinbart. Sie gab

. . .ein schmerzhafter Wadenkrampf.
Doch Oberfeldwebel Kurt Märker weiß sich zu helfen.



Kraft: NVA-Sportler nahmen teil an den Titelwettbewerben der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland (GSSD). Zum Endkampf der ASV Vorwärts Löbau kamen die stärksten Dreikämpfer der sowjetischen Landstreitkräfte. Sie luden ihrerseits dann eine NVA-Auswahl nach Leningrad ein. Bald schon gelang es unseren Aktiven, ihre Leistungen zu erhöhen. Hoffnungen wurden wach auf einen erfolgreicheren dritten Anlauf, auf einen der vorderen Plätze beim SKDA-Wettstreit 1979. Sie waren nicht aus der Luft gegriffen, denn „. . .unsere Kämpfer hatten sich leistungsmäßig durchweg verbessert", konnte Delegationsleiter Oberst Harald Thiele später bestätigen.
Wieder quartierten sich unsere Soldaten am Strand von Varadero ein. Wieder rangen sie in Matanzas mit hohem kämpferischem Einsatz und – das gab wohl den Ausschlag – mit größerer Erfahrung um Sekunden, Treffer und Punkte. Hinter den sowjetischen und kubanischen Athleten eroberte die NVA-Mannschaft schließlich den Pokal des Wettkampfdritten. Ihn schwenkten die Männer so, als hätten sie den Sieg errungen.
Und das ist nun gewiß: Die Akte „Militärischer Dreikampf" bleibt geöffnet.

Klaus Weidt
Fotos: Ernst-Ludwig Bach

Der Militärische Dreikampf
ist ein militärsportlicher Wettbewerb. Er besteht aus den Disziplinen MPi-Schießen, Handgranatenzielwurf und 3000-m-Geländelauf.

MPi-Schießen:
In den Anschlagsarten liegend, kniend, stehend auf grüne Halbfigurenscheibe 0,5×1,0 m. Je Anschlagsart 10 Schuß in kurzen Feuerstößen (Einzelfeuer ist nur mit dem letzten Schuß gestattet).

Handgranatenzielwurf:
Auf eine Entfernung von 40 m mit der Übungshandgranate F1 (600 g), in fünf Kreise verschiedener Durchmesser (0,5 bis 4,5 m). Jeder Teilnehmer hat 15 Wertungswürfe in 10 min.

3000-m-Geländelauf:
Er erfolgt in Gruppenstarts. Gegenseitige Hilfe ist nicht erlaubt.

Militärischer Dreikampf als Fernwettkampf
Mit unterschiedlichem Austragungsmodus für fünf männliche Altersklassen und Frauen wird er alljährlich in den Monaten März bis Mai durchgeführt. Zu seinen Vereinfachungen gehören

a) Luftgewehrschießen für Sportgruppen und für alle Frauen
b) KK-Schießen für Ausscheide der Armeesportgemeinschaften
c) 1000-m-Geländelauf für Frauen und Teilnehmer ab 40. Lebensjahr

Jährlich findet ein ASV-Endkampf statt. Die Besten haben die Chance, an SKDA-Meisterschaften teilzunehmen.

Meisterschaften des Sportkomitees der befreundeten Armeen (SKDA)
SKDA-Meisterschaften im Militärischen Dreikampf gibt es bereits seit 1958. Bisher wurden 17 solcher Titelkämpfe (Einzel- und Mannschaftswertung) ausgetragen. Nach elfjähriger Unterbrechung nimmt die ASV Vorwärts seit 1977 wieder daran teil. Ihre besten Ergebnisse waren 1958 Gold und 1979 Bronze in der Mannschaftswertung.

M. A. Sawizki (UdSSR) Das Feld, Öl

Zwei Hauptthemen durchziehen das bisherige Schaffen des 1922 geborenen belorussischen Malers Sawizki: der Kampf seines Volkes für die Befreiung vom Faschismus und der Aufbau der sozialistischen Gesellschaft in seinem Land.

Die Ereignisse des zweiten Weltkrieges waren für ihn ein prägendes Grunderlebnis. Nachdem die deutschen Faschisten die Sowjetunion überfallen hatten, wurde er Soldat, um sein Heimatland zu verteidigen. Als Kriegsgefangener überlebte er die Folterhöllen Auschwitz und Dachau. Nach der Befreiung studierte er Malerei in Minsk und Moskau.

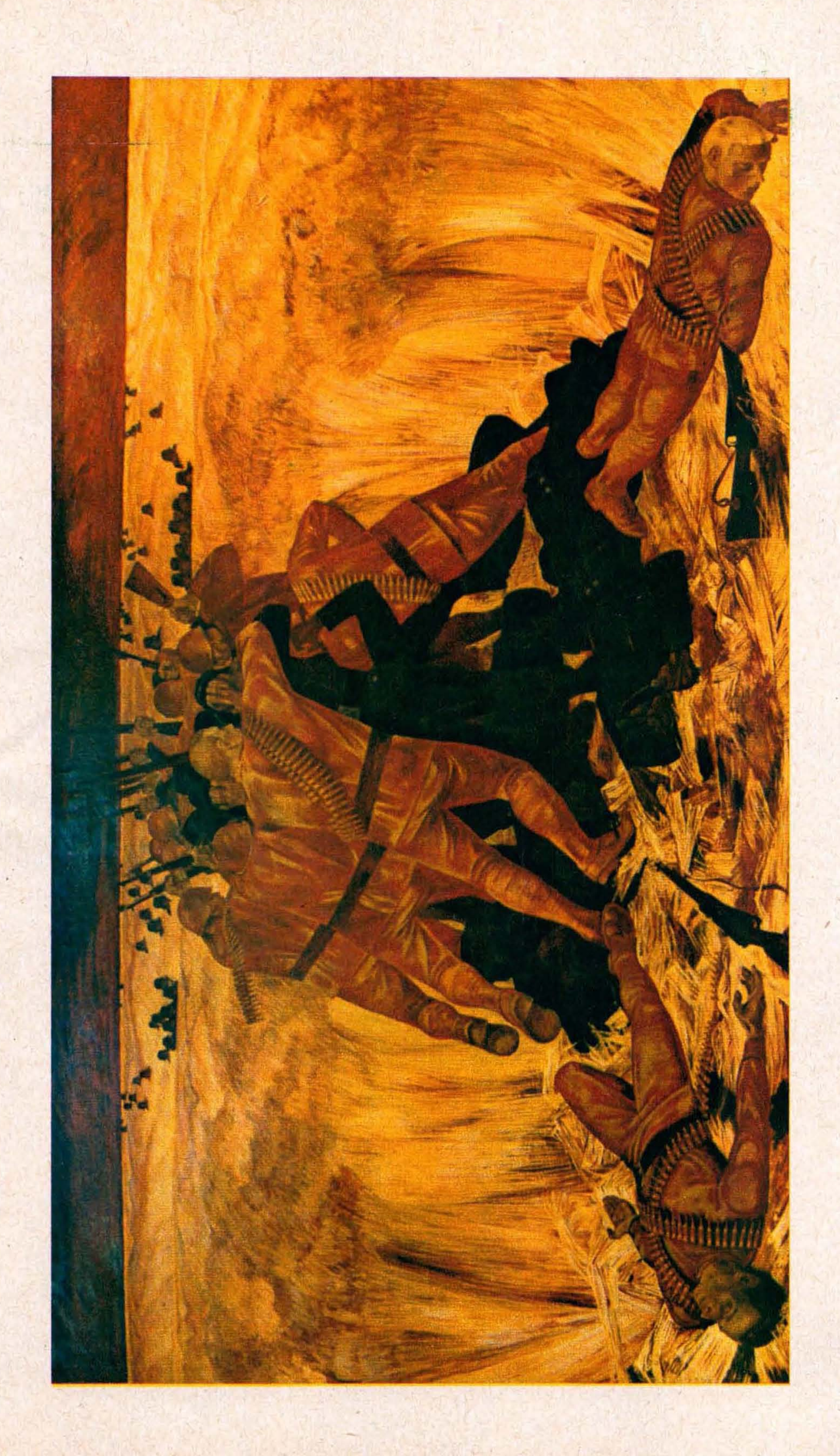
Es ist nicht verwunderlich, daß Sawizki immer wieder Themen in Auseinandersetzung mit dem Faschismus gestaltet und nach monumentalen Bildlösungen sucht, die die ganze Schwere des Kampfes und das Heldentum des Sowjetvolkes versinnbildlichen. „Das Feld" entstand 1972, fünf Jahre nach der „Partisanenmadonna", die wir im Heft 2/1979 bereits vorstellten.

Die ganze Breite des Formats nimmt ein unendlich weites, wogendes Kornfeld ein. Eigentlich ist das Getreide reif, es müßte geerntet werden, und es wäre eine reiche, gute Ernte. Aber ein grausames Geschehen spielt sich auf diesem Feld ab. Im Vordergrund ist ein Kampf Mann gegen Mann im Gange. Die Sowjetsoldaten sind hier in der Übermacht, aber noch lange ist der insgesamt zahlenmäßig starke Feind nicht geschlagen, der bereits tief in die unübersehbaren Weiten des Feldes eingedrungen war. Er ist von dem überreifen Korn eingeschlossen, vereinzelt sich so und scheint sich zu verlieren. Daß er jedoch nicht schwach ist, zeigt die Härte der Auseinandersetzung im Vordergrund.

Schwer und satt sind die Farben, mit denen Sawizki sein Bild malt. Er baut es auf zwei Kontrastfarben auf, einem dunklen Grün, das er bis ins Schwarz hinein variiert, und Rottönen, die die rotbraunen Uniformen mit den leuchtenden Goldgelbabstufungen des Getreides und dem dunklen Rot des Himmels verbinden. Diese Farbgebung trägt unter anderem den Sinnbildgehalt des Gemäldes. Das Feld, das ein bestellter Acker ist, wurde zum Schlachtfeld, in das die besten Söhne zogen, es ist zugleich ein Symbol für die Heimat. Daran, daß diese Söhne den Feind vernichtend schlagen werden, selbst wenn er tief ins Land eingedrungen ist, läßt der Maler keinen Zweifel. Er ordnet die Kämpfer so an, daß sie gemeinsam mit den bereits Gefallenen ein gleichschenkliges Dreieck bilden. Eine solche Form bringt Stabilität und Kraft zum Ausdruck. Sie kann nicht umgestoßen werden. Dem entgegen steht die auf der Spitze stehende labile Form eines ebenfalls gleichschenkligen Dreiecks, das von den Helmen der Eindringlinge und der Horizontlinie gebildet wird. Dort, wo sich beide Dreiecke treffen, ist die Hauptaktion, der Nahkampf, der noch nicht entschieden ist, dessen Ausgang Sawizki aber eindeutig mit der Komposition bestimmt.

Die einfachen, klar gebauten Formen, die wohltuende Beschränkung der Farbpalette und die betont emotionale und gleichnishafte Aussage lassen das Bild eine innere Größe und Erhabenheit gewinnen, die die tiefe Liebe und das Vertrauen des Malers zu seinem Volke zeigen und eine eindeutige Stellungnahme des Betrachters für die kämpfenden Sowjetsoldaten herausfordern.

Dr. Sabine Längert



„Hat sich vor die Schießscharte eines gegnerischen Bunkers geworfen und sie verdeckt, hat Heldenmut bewiesen." So lautete die schlichte Eintragung im Komsomolmitgliedsbuch von Alexander Matrossow. Datiert am 23. Februar 1943.
Wenige Stunden vor seinem Tod hatte der Neunzehnjährige auf einer Komsomolversammlung gesagt: „. . . Ich werde immer um unsere Erde kämpfen, den Tod nicht achten." Seinem Mädchen schrieb er, eine Ruhepause vor dem Gefecht nutzend: „. . . Lida, ich liebe das Leben. Doch wenn es mir beschieden sein sollte, ums Leben zu kommen, dann möchte ich so sterben wie unser General: im Kampf, mit dem Gesicht nach Westen . . ." Und der Gardesoldat blieb sich treu. Er fiel bei der Befreiung des Dorfes Tschernuschki. Alexander Matrossow wurde mit dem Titel „Held der Sowjetunion" geehrt, sein Name dem 254. Gardemot. Schützenregiment verliehen. In der Kaserne der Matrossower erinnert noch heute vieles an den legendären Soldaten: In der Unterkunft der 1. mot. Schützenkompanie steht an der Wand Saschas Bett. So, als hätte er es einige Minuten zuvor sorgfältig gebaut und wäre nun zusammen mit der Kompanie zur Ausbildung ausgerückt. In einer Nische das



Matrossower

von Soldaten kunstvoll gestaltete Panorama des letzten Kampfes Matrossows. Daneben seine Büste. Und rundum frische Blumen.
Voller Stolz sagen die Soldaten hier: „Sascha ist überall dabei – in der Politschulung, bei Übungen, auf Wache. Und immer dann, wenn es gilt, besonders komplizierte Situationen zu meistern, heißt es: ‚Auf Matrossowsche Art handeln'." Der Kommandeur nennt ein Beispiel: „Bei den taktischen Übungen im Herbst geriet das Bataillon einmal in eine verzwickte Lage. Siegen konnten wir nur, wenn die an der Flanke handelnde 1. mot. Schützenkompanie über einen Sumpf unerwartet dem Gegner in den Rücken fiel. Dieser Sumpf war jedoch auf der Karte als unpassierbar vermerkt. Auch damals handelten die Gardisten auf Matrossowsche Art, flochten aus Weiden breite Sohlen, um so die Auftrittsfläche der Füße zu vergrößern. Vorsichtig gleitend überwanden sie den Sumpf, und bald ertönte ihr ‚Hurra' im Rücken des ‚Gegners'. . ."
Seit Jahren steht die 1. mot. Schützenkompanie an der Spitze des Regiments. Weit über 70 Prozent der Soldaten tragen das Bestenabzeichen. „Aber", so sagen sie auch, „es ist nicht immer leicht, Matrossower zu sein. Denn ‚stolpert' mal einer über etwas oder es läuft nicht alles so, wie es sein soll, gleich hört man die vorwurfsvollen Worte: ‚Und auch noch ein Matrossower!' Also muß man diszipliniert, unerbittlich gegen sich selbst sein. Für junge Soldaten gar nicht immer so einfach."

Und das wiederholt sich Tag für Tag. Abendappell. Die 1. Kompanie verharrt in feierlicher Stille. Der Hauptfeldwebel nennt traditionsgemäß als ersten den Namen des Gardesoldaten Matrossow . . .

Oberstleutnant Kuwitanow
Foto: D. Getmanenko, Archiv



Mit dem Ruckschlitten auf Olympia-kurs



Schneller Start durch Leutnant Germeshausen und Oberfeldwebel Gerhardt.



Im Ziel – der Nehmer-Zweier.

Der Bob klappert, prasselt, dröhnt herunter. Rauscht vorüber. Sekunden später verkündet der Bahnsprecher die Zeit.
Die meisten Zuschauer haben kaum erfassen können, wie der schnelle Schlitten vorbeizischte. Anders die Trainer und Betreuer. Sie erspähten an den Schlüsselstellen der Bahn Unsauberkeiten in der Fahrweise, werden sie später mit den Athleten gründlich auswerten . . .
Beim Bobfahren geht's um hundertstel Sekunden. Um ein Hundertstel fuhr Meinhard Nehmers Vierer bei der Weltmeisterschaft 1979 am Titel vorbei. Drei Jahre zuvor hatte er in Igls olympisches Gold geholt. Auch Nehmers Zweierbob.

Vom schwierigen Anfang
ASK-Trainer Erich Enders war dabei, als im Frühjahr 1973 getestet wurde, ob sich die Oberhofer Kunsteis-Schlittenbahn auch fürs Bobfahren eignet. Der rumänische Ex-Europameister Ion Panturu – einer der ersten, die in Oberhof den Bob talwärts steuerten – hatte danach bescheinigt: Die Thüringer „Eisschlange" sei als Trainingsstrecke gut geeignet. Für den Wettkampf nicht, weil sie keine Anschiebstrecke habe. Einerlei, die Eisrinne war da und wurde effektiv genutzt, wie sich bald zeigen sollte.
Sommer 1973. Der erste Trainer war Genosse Enders, einer seiner ersten Bobsportler Meinhard Nehmer. „Später kamen Horst Schönau als Fahrer und Horst Hörnlein als Trainer dazu. Sie und die anderen, die in den Wochen danach zu uns stießen, hatten sich schon im Frühling jenes Jahres mit dem Bob bekanntgemacht. Da waren sie hinter dem erfahrenen DDR-Meisterpaar Reps/Heft ein paar Mal auf dem Bremserplatz die Oberhofer Bahn heruntergefahren", erinnert sich Erich Enders. Nehmer konnte gut anschieben, sollte also danach als Bremser beginnen. Dann aber warf sein Pilot den Schlitten einmal um. Meinhard holte sich dabei ein „Veilchen" und soll darauf ultimativ gesagt haben: „Nie wieder Bremser! Entweder ich lenke so ein Geschoß, oder ich höre auf." Seitdem sitzt der dienstälteste DDR-Bobfahrer an den Lenkseilen.
Die Oberhofer Sportfunktionäre hatten von vornherein Wert darauf gelegt, athletisch gut ausgebildete, kräftige Männer auf den Bob zu bringen. Leichtathleten und Gewichtheber eignen sich dafür besonders. Sie sollen nicht kleiner als 1,82 m und nicht größer als 1,90 m sein. Ihr Körpergewicht soll rund 90 kg betragen. „Bobfahrer müssen Schnelligkeit und Kraft mitbringen, müssen gut reagieren und ihre Bewegungen koordinieren können. Und sie brauchen Fahrgefühl sowie eine Portion Mut", erläutert der Trainer. Die Zeiten, da sich schwergewichtige Männer in den Bob setzten und dank ihrer Masse das Rennen gewannen, sind längst vorbei. Es soll da sogar einen Gastwirt gegeben haben, der zwischen Mittags- und Abendgeschäft seine Theke verließ und ganz nebenbei Bobmedaillen holte. Natürlich war bei solchen schlecht trainierten Draufgängern das Unfallrisiko sehr hoch. Zahlreiche tödliche Stürze verhalfen schließlich dem Bobsport zu einem zweifelhaften Ruf. Die FIBT (Fédération Internationale de Bobsleigh et de Tobogganning) reagierte. Das Gesamtgewicht für Bobschlitten und Besatzungen wurde begrenzt. Die athletische Ausbildung der Sportler erhielt den Vorrang. Kunsteisbahnen wurden modern, die Abfahrtsstrecken dadurch sicherer.
Natürlich sei ein athletisch gut präparierter Bob-Neuling nicht gleich ein Könner, schränkt Erich Enders ein. „Ein Steuermann beispielsweise braucht wenigstens zwei bis drei Jahre internationale Praxis, bis er sich an die Spitze heranfährt. Das aber schaffen auch bei intensivem Training nur wenige." Die Oberhofer sammelten erste Erfahrungen im italienischen Cervinia. „Als unsere Männer in 2200 Meter Höhe am Start standen – dort kann man die Bahn voll einsehen, weil kein Baum am Steilhang steht –, da wurden sie doch alle etwas blaß. Machten lange Ge-

Das Bobfahren – olympische Sportart seit 1924

I. Olympische Winterspiele, Chamonix, 1924
Vierer
1. Schweiz, 5:45,54 Minuten
2. Großbritannien, 5:48,83
3. Belgien, 6:02,29

II. Olympische Winterspiele, St. Moritz, 1928
Fünfer
1. USA, 3:20,5
2. USA, 3:21,0
3. Deutschland, 3:21,9

III. Olympische Winterspiele, Lake Placid, 1932
Zweier
1. USA I, 8:14,74
2. Schweiz II, 8:16,28
3. USA II, 8:29,15
Vierer
1. USA I, 7:53,68
2. USA II, 7:55,70
3. Deutschland I, 8:00,40

IV. Olympische Winterspiele, Garmisch-Partenkirchen, 1936
Zweier
1. USA I, 5:29,29
2. Schweiz II, 5:30,64
3. USA II, 5:33,96
Vierer
1. Schweiz II, 5:19,85
2. Schweiz I, 5:22,73
3. Großbritannien, 5:23,41

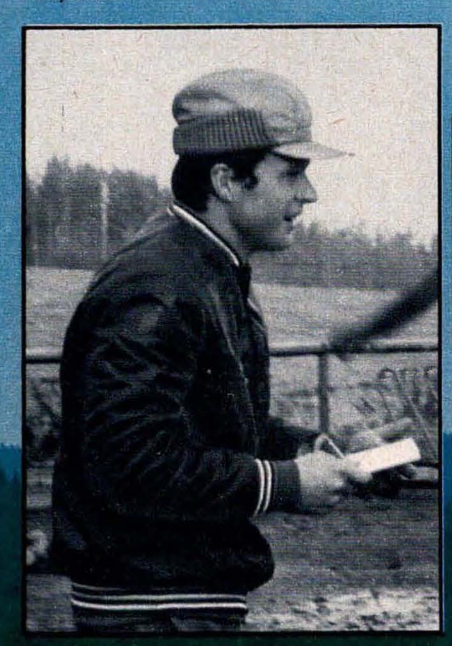
V. Olympische Winterspiele, St. Moritz, 1948
Zweier
1. Schweiz II, 5:29,2
2. Schweiz I, 5:30,4
3. USA, 5:35,3
Vierer
1. USA II, 5:20,1
2. Belgien, 5:21,3
3. USA I, 5:21,5

VI. Olympische Winterspiele, Oslo, 1952
Zweier
1. BRD, 5:24,54
2. USA, 5:26,89
3. Schweiz I, 5:27,71
Vierer
1. BRD, 5:07,4
2. USA, 5:10,48
3. Schweiz I, 5:11,7

VII. Olympische Winterspiele, Cortina d'Ampezzo, 1956
Zweier
1. Italien I, 5:30,14
2. Italien II, 5:31,45
3. Schweiz I, 5:37,46
Vierer
1. Schweiz I, 5:10,44
2. Italien II, 5:12,10
3. USA I, 5:12,39

IX. Olympische Winterspiele, Innsbruck, 1964
Zweier
1. Großbritannien I, 4:21,90
2. Italien II, 4:22,63
3. Italien I, 4:23,49
Vierer
1. Kanada I, 4:14,46
2. Österreich I, 4:15,48
3. Italien II, 4:15,89

Zufrieden mit der 30-m-Zeit beim Starttraining – Auswahltrainer Hauptmann Horst Hörnlein.



Einziger ASK-Rennschlittenathlet, der „auf den Bob gekommen" ist – Unterleutnant Horst Schönau.



Blick auf den „Kreisel" der Oberhofer Eisrinne.



„Eins – zwei – drei und ab!"
Am Steuer: Oberleutnant Meinhard Nehmer, dienstältester DDR-Bobfahrer.

Mit einer Hundertstelsekunde Rückstand Vizeweltmeister 1979: Die ASK-Sportler Nehmer, Richter, Germeshausen und Gerhardt (v.l.n.r.).

Das Bobfahren – olympische Sportart seit 1924

X. Olympische Winterspiele, Grenoble, 1968
Zweier
1. Italien I, 4:41,54
2. BRD I, 4:41,54
3. Rumänien I, 4:45,13
Vierer
1. Italien I, 2:17,39
2. Österreich I, 2:17,48
3. Schweiz I, 2:18,04

XI. Olympische Winterspiele, Sapporo, 1972
Zweier
1. BRD II, 4:57,07
2. BRD I, 4:58,84
3. Schweiz I, 4:59,33
Vierer
1. Schweiz I, 4:43,07
2. Italien I, 4:43,B3
3. BRD I, 4:43,92

XII. Olympische Winterspiele, Innsbruck, 1976
Zweier
1. DDR II, 3:44,42
2. BRD I, 3:44,99
3. Schweiz I, 3:45,70
Vierer
1. DDR I, 3:40,43
2. Schweiz II, 3:40,89
3. BRD I, 3:41,37
(4. DDR II, 3:42,44)

Bei den VIII. Olympischen Winterspielen in Squaw Valley 1960 wurden keine Bobwettbewerbe ausgetragen, da keine Bobbahn zur Verfügung stand.

Der Bob heißt eigentlich Bobsleigh (engl.), zu deutsch „Ruckschlitten". Er besteht aus zwei durch einen Rahmen verbundene Kufenpaare, deren vorderes drehbar ist. Gelenkt wird er mittels Seilzugsteuerung. Der Rahmen ist zugleich das „Boot" mit Sitzen für die Besatzung, Fußrasten, Haltegriffen, Anschubbügel, Haube und rechen- oder sägenförmiger Bremse.

Technische Daten:

	Zweierbob	Viererbob
Länge	270 cm	380 cm
Spurbreite	67 cm	67 cm
Masse	175 kg	230 kg
Kufenbreite minim.	8 mm	12 mm
Kufenradius	4 mm	6 mm
zulässige Belastung (Bob und Mannschaft)	375 kg	630 kg

Die Bobbahn besitzt eine Länge zwischen 1200 und 1600 m und ein Gefälle von 9 bis 10%.
Das erste Bobrennen in Deutschland fand 1906 in Oberhof statt.

sichter, traten von einem Bein aufs andere", gibt Erich zum besten. „Zum Gaudi der Zuschauer begannen wir zuerst von der halben Höhe. Das hatte es noch nie gegeben. Dann fuhren wir von oben. Aber die Männer bremsten so stark, daß sie nur mit Mühe ins Ziel kamen. So tasteten wir uns Stück um Stück in die Geheimnisse der Bobfahrer vor. Am Ende dieses ersten internationalen Trainingslagers waren unsere Schlitten bereits so schnell wie die zweite Garnitur der Schweizer mit dem späteren Weltmeister Hans Hiltebrand."
Das war 1974. Einen Winter später, bei der Weltmeisterschaft 1975, errangen die ASK-Bobbesatzungen zwei fünfte Plätze. Und der Nehmer-Vierer sorgte in Innsbruck für Silber beim Nationencup.

Vom kollektiven Vorwärtskommen.

Fast täglich, oft bis in die späten Abendstunden, tüfteln die Oberhofer Bobsportler an ihren Geräten. Prüfen sie bis ins kleinste Detail. Bauen und basteln, bis die Schlitten komplett, den Fahrern so richtig auf den Leib geschnitten sind. Wohl das wichtigste dabei – die Kufen! Sie sind den Fahrern heilig. Nicht selten soll sie, sorgsam in Decken gehüllt, so mancher mit ins Bett genommen haben...
Pflegen und Präparieren der Kufen war seit jeher ein eifersüchtig von jedem Piloten behütetes Geheimnis. Nicht so bei den Oberhofern. Als sich bei den Olympischen Spielen 1976 in Igls herausstellte, daß Meinhard Nehmer der bessere unserer beiden Boblenker war, gab ihm Horst Schönau, ein Meister im Präparieren von Kufen, die seinen. Kaum denkbar in anderen Mannschaften. Kaum denkbar dort auch, daß ein Pilot als Hintermann eines anderen im Vierer sitzen könnte. Die Fahrerehre ließe das nicht zu. Ein alter Zopf, den die Oberhofer abgeschnitten haben. Und der Erfolg des Kollektivs gibt ihnen recht. Seit 1976 sind sie im internationalen Wettstreit um Medaillen immer mit vorn.
Doch die Spitze ist zusammengerückt. Und die Schweiz, die BRD und Österreich setzen alles daran, ihre einstigen Führungspositionen zurückzugewinnen. Athletisch vortrefflich trainierte Männer haben sie bei Sommerwettkämpfen auf den Winter vorbereitet und in die Schlitten gesetzt.
Was machen die ASK-Aktiven, wenn die Quecksilbersäule hoch auf Plus steht? „Da üben wir mit Rollengeräten den Start. Wir führen leichtathletisches Training durch, heben Gewichte, rudern, schwimmen und spielen Tennis. Auch fahren wir Motocross auf der ‚Alten Warth', der Rennstrecke des MC Kali Merkers. Das schult das Reaktionsvermögen und den Mut der Sportler", erklärt Erich Enders. Und Auswahltrainer Hauptmann Horst Hörnlein: „Wer unsere Bobs besetzt, entscheiden die Testrennen."
Die Entscheidung ist gefallen. Je zwei der Oberhofer Viererund Zweierbobs gehen in Lake Placid an den Start. Hauptmann Hörnleins Schützlinge möchten dort die Leistungen der letzten Jahre wiederholen, im sekundengeschwinden Kampf um olympisches Metall ein gewichtiges Wort mitreden. Einsatzbereit und konzentriert, mit kollektivem Kampfgeist und athletischem Können. Denn die Masse macht es nicht...

Uwe Jentzsch

Fotos: Oberstleutnant Ernst Gebauer (5), ZB (2)

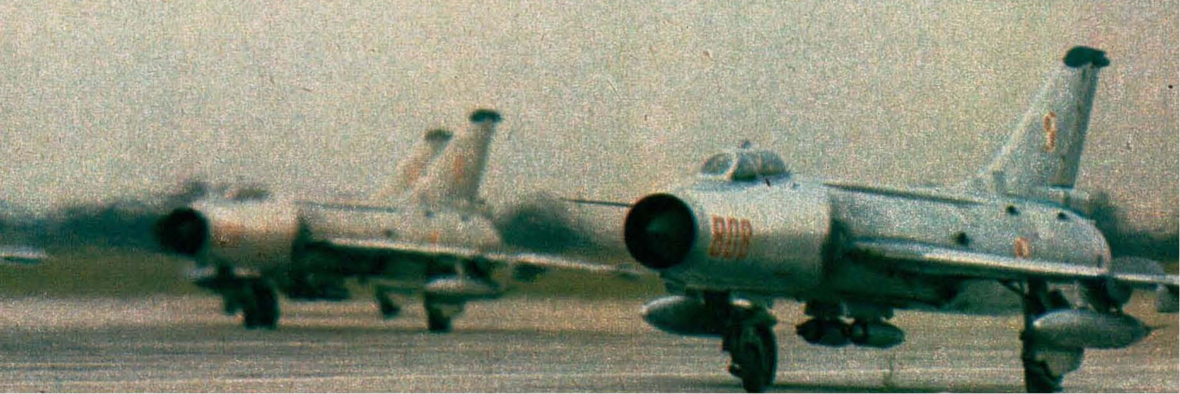
Vor dem Start

Noch haben hier auf dem Flugplatz des polnischen Jagdfliegergeschwaders die Techniker und Spezialisten das Wort. Noch beherrschen Tankwagen, Spezial-Kfz mit Anlaßgeräten, Sauerstoff- und Preßluftfahrzeuge die Rollbahnen. An der vorderen Maschine verstauen die Männer gerade den Bremsfallschirm wieder sorgfältig in sein Behältnis. Am Bug fließen die letzten Liter des Kraftstoffes in den Flugzeugbauch. Schon wartet der Techniker, um das Triebwerk der Suchoj Su 7 B anzulassen und die reibungslose Arbeit der Aggregate und Anzeigegeräte zu überprüfen. Nicht lange danach tauchen die Flugzeugführer in ihren blaugrauen Fliegerkombinationen auf,



nehmen sie vom Techniker die Meldung über die Einsatzbereitschaft ihrer Maschine entgegen, kontrollieren sie verschiedene Teile und steigen schließlich in die Kabine . . . Hunderte kraftaufwendige und auch behutsame Handgriffe des fliegertechnischen und des ingenieurtechnischen Personals sind notwendig, bevor ein modernes Abfangjagdflugzeug wieder zum Start rollt. Ein genau aufeinander abgestimmtes Handeln, in dem jeder seinen vorbestimmten Platz hat. Das exakte Zusammenwirken sichert letztlich, daß der Flugzeugführer starten und in entscheidenden Sekunden die Mühen aller vollenden kann. *H. S.*

Fotos: Sobieszczuk



Analyse eines Tatbestandes

Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, daß man nur ganz selten einen General in der Straßenbahn trifft? Also, ich könnte Ihnen sagen, woran das liegt, unter dem Siegel der Verschwiegenheit natürlich. Nehmen Sie mal folgendes Beispiel.
Ein General, Name tut überhaupt nichts zur Sache, also der fuhr, aus welchen Gründen auch immer, mit der Straßenbahn nach Hause. Jetzt muß ich schon vorsichtig sein, damit Sie nicht anfangen zu überlegen. Schließlich hat ja nicht jede Garnisonstadt eine Straßenbahn. Aber zurück zum General. Der fährt da nun mit der Bahn. Vorsichtshalber bleibt er auf der äußeren Plattform stehen. Jetzt weiß ich nicht, ob Sie mir folgen können. Zu meiner Straßenbahnbenutzerzeit sagte man noch äußere Plattform. Heute sind die Dinger ja alle innen. Um es vielleicht deutlicher zu machen: Unser General, also der, von dem hier die Rede ist, blieb in der Nähe der hinteren Tür stehen. Und sah nach draußen. Auf die neue Hochstraße zum Beispiel. Verdammt noch mal, es ist gar nicht so einfach, so einen Standort zu verschleiern.
Nun war es natürlich ganz gut, daß der General die Straße aus dieser Perspektive noch nicht kannte und dieserhalb nach draußen blickte, denn sonst hätte das ganze Spektakel schon früher eingesetzt und demzufolge auch länger gedauert.
Drinnen, also in der Mitte des Wagens, unternahm schon seit geraumer Zeit ein sehr breitschultriger Kerl eindeutige Versuche, die Aufmerksamkeit des Lampassenträgers – die Lampassen, das werden Sie in der Schule nicht gehabt haben, das sind diese hübschen Zierleisten an den Generalshosen – auf sich zu lenken. Da die Versuche recht hartnäckig betrieben wurden und nach und nach schon das Interesse der übrigen Fahrgäste geweckt hatten, merkte der General schließlich auf.
Nanu, dachte er bei sich, ob der Genosse Zivilist am Ende mich meint? Kaum hatte er das gedacht, da unterlief ihm ein entscheidender, ein geradezu folgenschwerer Fehler. Er hob den Kopf ein wenig und deutete ein Nicken in die Richtung des nun wild gestikulierenden Mannes an. Das wirkte wie ein Signal. Der etwa vierzigjährige Genosse Zivilist sprang auf, zwängte sich durch Knie und Sitzlehnen und schob sich zielstrebig in Richtung des Generals durch den Straßenbahnwagen. Übrigens heißen diese modernen, schnellen, ausländischen Dinger jetzt Straßenbahnzug. Dabei zog es in den älteren Modellen viel häufiger und heftiger.
Dem General trat nun doch ein Schweißtröpfchen zwischen die Stirnfalten, als er den Mann heranrudern sah. Ein beschwerdeführender Vater vielleicht, dessen Sohn auf die schiefe Bahn des Bierdurstes gekommen war bei der Fahne, möglicherweise auch ein Racheengel, der die Jungfräulichkeit der einzigen Tochter auf dem Altar des Tatendranges eines unterstellten Armeeangehörigen geopfert... Schicksal, wenn dieser Herkules in Zivil nicht an der nächsten Haltestelle aussteigt, dann wirst du wohl deinen Lauf nehmen müssen.
Der Mann stieg nicht aus. Er versorgte seine Atemorgane, wie es schien für einen längeren Zeitraum, mit Luft, preßte beim Einatmen zwei untrainierte Fahrgäste gegen die seitlichen Haltestangen und orgelte, übrigens unverkennbar im Dialekt einer sächsischen Metropole, los: „Nu, das habch jewußt, des Sie mich glei erkenn würn, ich ha Se doch ooch glei erkannt, offn ersten Blick sozesan, obwohl des, nu des missen doch balde an de zwanzch Johre her sein, wo mir dort om, wie heeßt nur glei des Nest, wo mir dazumalen, mit Nässien wars was, wartn Se mal, Äggenäsien, nu nu... Also des warn Zeiten, hä? Ich weeß schon, warum Se abwinken, Se wärn denken: Der hats nötch, droff zerückzekomm, der mit seine zwanch Tage Bau wäjen der Weiberjeschichten da im Flotten Pie... pipapo, nu genauu, des jeht schließlich keen was an, wie mir zu dem Dinge von Kneipe gesacht ham, nor? Nu nu, inzwischen ham mir uns de Hörner abjerannt. Mit de Orden kannch mit Ihn natürlich nich koloriern, aber ich trach se ja och nicht alle Tage, nor? Wo sin mir eigentlich?"
Der Blick nach draußen schien beruhigend auszufallen. Seine Haltestelle war noch ein Stück entfernt. Ehe der General, der schon mehrfach zum Sprechen angesetzt hatte, etwas erwidern konnte, hatte der Mann in beängstigender Weise erneut Luft geholt und seinen Bericht fortgesetzt. In der dröhnenden Baßlage, die auch auf Sportplätzen keinen Verstärker benötigt.
„Se könn mer ruhch an Kopf knalln, des Sie mich dazumalen forn rechtn Schtinkschtiebel jehaltn ham. Is je schließlich och keen Wunder, so wie mir manchmal rumjezickt ham. Wench an de festjenagelten Stiefel oder an des Loch im Zaune denke, meine Herrn, jut, des des alles schon verjährt is, aber nu sin mir ja beede im jesetzten Alter, wie man so sagt, da kann man sich schon ma zerückerinnern. Übrigens, die kleene Kellnerin aus dem Klebearsch, nu aus der vorderschten Kneipe, an die wern Se sich sicher noch erin-



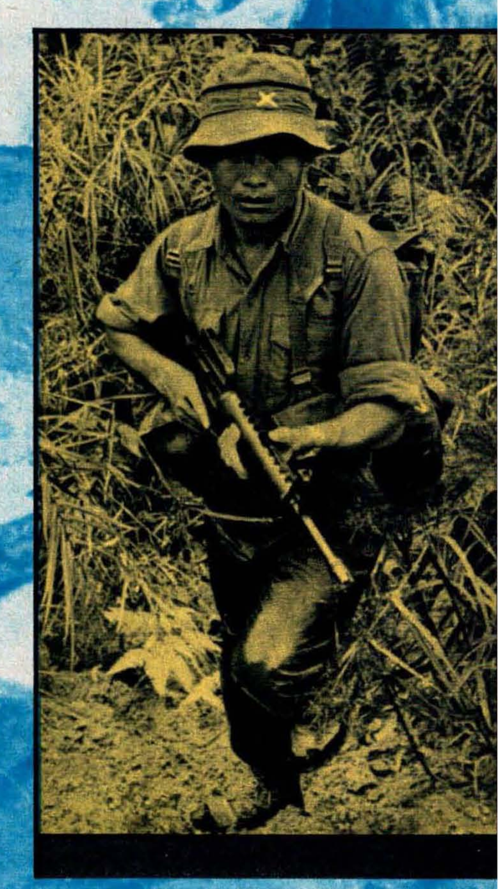
nern könn, sonne Kleene, kärnije, also die habsch da oben losjeeist und mitjenomm, des is jetzt meine Frau. Nu nu, uns jehts jut, mir ham drei Kinder fertchjebracht."
Er unterbrach sich kurz, um sich erneut durch einen Kontrollblick in der Gegend zu orientieren.
„Ä Auto ham mir nich, wozu och, wenn mir alle fünwe wegfahren wolln, denn is son Schuhkarton sowieso ze klein. Dafür ham mir uns ne scheene Wohnung einjericht." Er holte Luft, griff dem General resolut an den uniformierten Oberarm und zog den vorsichtig Widerstrebenden unter den folgenden Worten mit zur Tür: „Ich räde wie en Buch. Wissense was, Se komm offn Schprung mit zu mir heeme, ich wohn doch glei hier hüben, soviel Zeit wern Se doch ham, nor, um mit an alten Mitkämpfer en Gläschen ... und denn habch da och noch mei Erinnerungsalbum, ich weeß schon, des war verbotn, aber was is nich alles verboten, heite freit mer sich, des mans hat. Nee, nee, meine Frau wird sich frein, aber des macht doch keene Umstände, mir ham ofte Besuch..."
Die Bahn hielt. General und Zivilist kletterten, begleitet vom fröhlichen Grinsen der Mitpassagiere, aus dem Wagen und warteten auf der Haltestelleninsel eine Lücke im Fahrzeugstrom ab.
„Drei Stunden", sagte der General am nächsten Tag, „drei Stunden habe ich versucht, bei dem Mann zu Wort zu kommen. Drei Stunden lang hat er mir seine Wohnung, seine Familie, seine Erinnerungsstücke vorgeführt. Und ich wäre sicher heute noch nicht hier, wenn es mir nicht endlich gelungen wäre, stichhaltig zu beweisen, daß ich nie, aber auch niemals in Äggenäsien gedient habe."
Ehrlich gesagt, seit ich die Geschichte kenne, habe ich überhaupt keinen General mehr in der Straßenbahn getroffen.

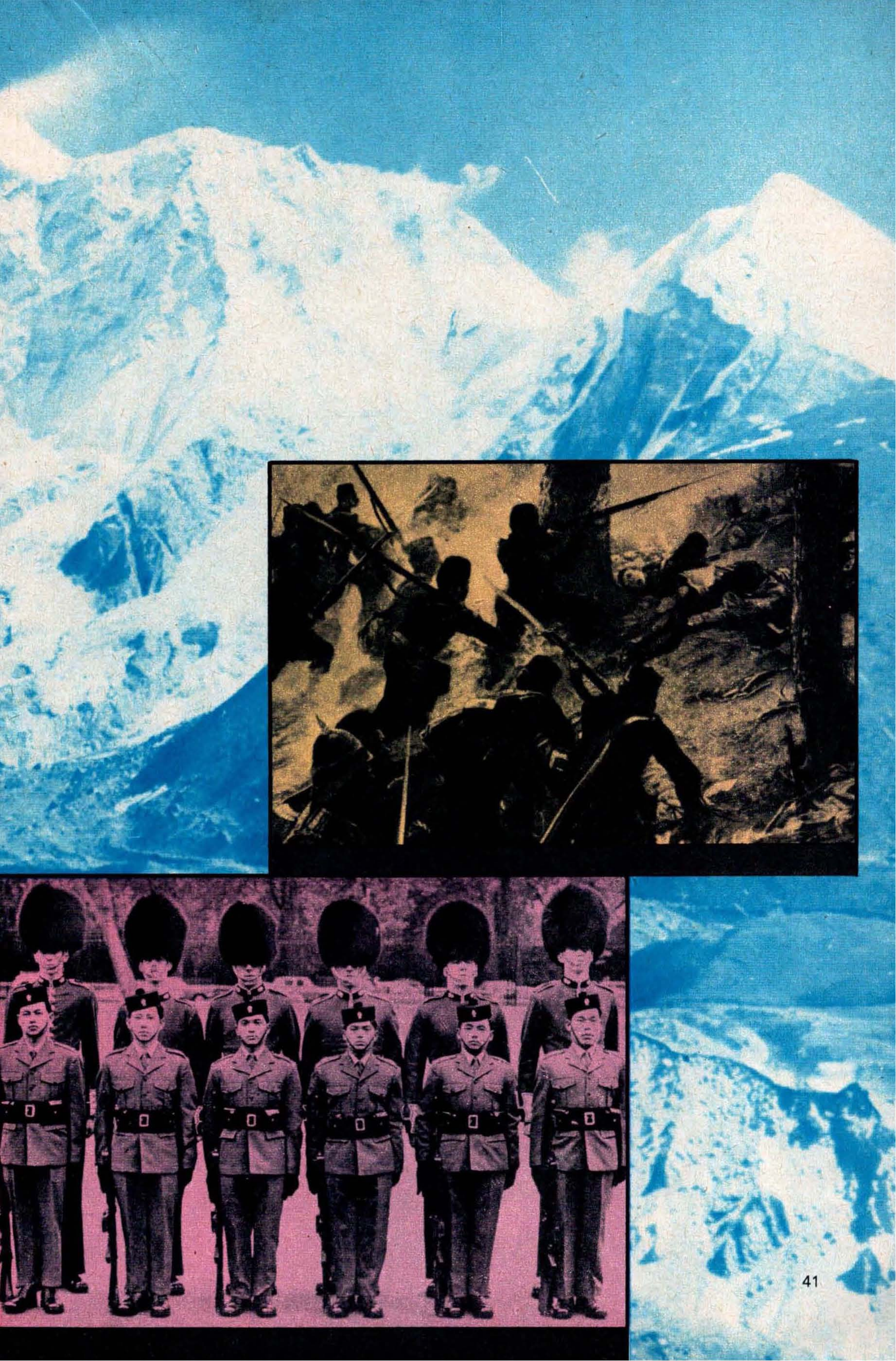
Oberstleutnant Lutz-R. Schöning
Illustration: Detlev Schüler

Das britische Weltreich, in dem einst ein Viertel der Menschheit lebte, ist längst bis auf ein paar kleine koloniale Splitter zusammengeschrumpft. Demzufolge verringerten sich auch die Gurkha-Einheiten in der britischen Armee. Sie zählen heute nur noch etwa 6000 Mann. Die Gurkhas, nepalesische Söldner, dienen im kleinen erdölreichen Protektorat Brunei in Südostasien, in der Kronkolonie Hongkong und in England, wo ein Regiment den Buckingham-Palast in London bewachen hilft. Zu ihren Requisiten gehören noch immer

Kukri und Dudelsack

Ein Anachronismus schwindet: Vor dem Ende der Gurkha-Söldner

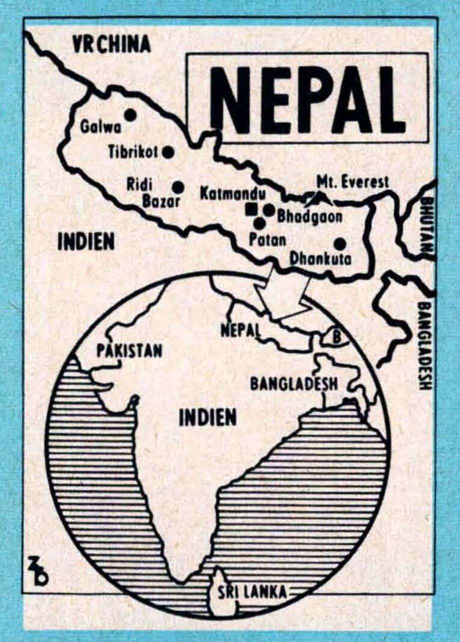




ornweg marschieren zwölf Dudelsackbläser und sieben Trommler. Sie spielen schottische Weisen. Das 10. Gurkha Rifles Bataillon der britischen Streitkräfte in Hongkong defiliert an einem Offizier in Paradeuniform und mit der schwarzen schottischen Kilmarnock-Schachtelmütze vorbei. Die kleinen braunhäutigen Männer tragen Kampfanzüge und Barette. Wenn sie nicht gerade vor dem Kasernengelände paradieren, üben sie im Gelände der „New Territories" in der britischen Kronkolonie Hongkong die Bekämpfung innerer Unruhen. Eine andere Aufgabe existiert für sie nicht.
Die 800 Männer des Bataillons, die nur wenige Kilometer südlich der Grenze zwischen Hongkong und China stationiert sind, verfügen nicht gerade über eine imposante Bewaffnung: automatische Gewehre, Maschinenpistolen, schwere Maschinengewehre, 81-Millimeter-Granatwerfer und Panzerbüchsen. Nicht zu vergessen, obwohl es sich heute weniger um eine wirkungsvolle Waffe, denn um ein Requisit handelt: Sie tragen noch immer den Kukri. Diese traditionelle Waffe ist ein Krummdolch mit einer etwa vierzig Zentimeter langen Stahlklinge, der vor allem im Dschungelkrieg benutzt wurde.

Aus den Bergen Nepals

Als Kolumbus Amerika entdeckte, kannten die Europäer noch nicht das Gebirgsland Nepal.
In diesem Himalaja-Reich ragt der höchste Berg der Erde, der Mount Everest, in den Himmel.
Während im Norden die Kälte des himalajischen Winters herrscht, empfängt der Süden die Gluthitze des indischen Subkontinents.
Die Engländer hatten längst Bengalen erobert, als sich die britische Ostindische Companie für Nepal, den Staat der Gurkhas, zu interessieren begann. Man vermutete Rohstoffe, hoffte auf einen neuen Absatzmarkt und begehrte, die Handelswege nach China zu kontrollieren.
Einigen kleinen militärischen Expeditionen Ende des 18. Jahrhunderts war kein Erfolg beschieden gewesen. Es scheiterten auch die Versuche, das Land mit diplomatischen Mitteln zu unterwerfen.
Dann ereignete sich ein Grenzscharmützel zwischen Nepalesen und britischen Truppen der Ostindischen Companie, die den Abtransport von Opium, Juwelen, Tee, Jute und anderen Reichtümern aus dem indischen Subkontinent zu



Offizielle Bezeichnung: Königreich Nepal

Territorium: 140798 km², unterteilt in 14 Zonen und 75 Distrikte

Bevölkerung: 12 Millionen (85 pro km²), bestehend aus hinduistischen Gurkhas sowie buddhistischen und lamaistischen tibetischen und mongolischen Völkern.

Hauptstadt: Katmandu

Amtssprache: Nepali (gehört zur indoeuropäischen Sprachfamilie); gesprochen we den noch 58 Sprachen und Dialekte.

Wirtschaft: Nepal ist ein schwach entwickeltes Agrarland (Anbau von Reis, Weizen, Mais, Jute; in den Bergen Viehzucht). 75 Prozent des Nationaleinkommens werden in der Landwirtschaft produziert. Die reichen Bodenvorkommen (u. a. Kupfer, Kobalt, Eisen, Blei, Zink, Mangan, Steinkohle) sind noch unzureichend erforscht. Bei der wirtschaftlichen Entwicklung leisten die sozialistischen Länder große Hilfe. So wurden u. a. im 3. Fünfjahrplan 1965/70 mit Hilfe der Sowjetunion gebaut: Ziegelei, Wasserkraftwerk, Hospital, Landmaschinen-, Zement-, Zucker- und Zigarettenfabrik.

Außenpolitik: Nepal ve tritt das Prinzip der friedlichen Koexistenz und Nichtpaktgebundenheit. Seit Dezember 1972 bestehen diplomatische Beziehungen zur DDR.

sichern hatten. Der erhoffte Anlaß war gefunden: Im November 1814 rückte eine 30000 Mann starke Armee der Briten mit sechzig Geschützen gegen eine 12000 Mann zählende Streitmacht Nepals vor. Die Aggressoren erlitten, obwohl sie an Zahl und Bewaffnung weit überlegen waren, zunächst viele Niederlagen. Erst ein Jahr später, als die britischen Kolonialisten weitere Truppen in Marsch setzten, wendete sich der Krieg zu ihren Gunsten. Nepal mußte einem Gewaltfrieden zustimmen. Die Folge davon: der Verlust mehrerer Gebiete und die Einsetzung eines britischen Residenten in der Hauptstadt Katmandu.
Großbritannien verzichtete jedoch auf eine Besetzung Nepals. Der britische Oberbefehlshaber, General Ochterlony, und seine Offiziere zeigten sich von der Kampfkraft der Gurkha-Soldaten stark beeindruckt. „Die Soldaten der Ostindischen Companie", so vermerkte der General, „können niemals auf dem Territorium dieses Berglandes mit den Gurkhas fertig werden."
Also setzte man auf die alte imperialistische Strategie – „teile und herrsche". Geschickt nutzte Großbritannien Gegensätze zwischen den einzelnen feudalen Kräften in Nepal aus. Und es war nicht unbeteiligt, als 1846 die Rana-Familie durch einen Staatsstreich an die Macht gelangte. Die neue Dynastie revanchierte sich. Sie vertrat fortan die englischen Interessen in Nepal.

Vier Bataillone verkauft

Als General Ocherlony den Nepalesen im Jahr 1815 seine Friedensbedingungen diktierte, verlangte er vom Maharadschadhiradsch (König der Könige) den Verkauf von vier Gurkha-Bataillonen. Einmal bewunderte er die zähen, tapferen Krieger. Zum anderen benötigte er ständig neue Rekruten für seine Kolonialarmee in Indien.
Während Nepal als Pufferstaat zwischen Indien und China eine gewisse Unabhängigkeit bewahren konnte, betrachtete London es fortan als Söldnerreservoir für seine Kolonialtruppen. Und sie sollten schon bald gebraucht werden.
Im Jahre 1857 brach in Indien der sogenannte Sepoy[1]-Aufstand aus. Diese Volkserhebung gegen die britische Kolonialherrschaft währte bis zum Jahre 1859.
Äußerer Anlaß für den Aufstand war die Einführung von mit Fett eingeschmierten Patronen für das Enfield-Gewehr, deren Papphülsen vor Gebrauch mit den Zähnen entfernt werden mußten. Ein Gerücht machte die Runde: Die Patronen sollten mit einem Gemisch aus Rindertalg und Schweinefett präpariert sein. Dies war sowohl für die Hindi, die aus religiösen Gründen die Kuh als heiliges Tier betrachten, als auch für die Mohammedaner, die im Schwein ein unreines Tier erblicken, unannehmbar. Dem Sepoy-Aufstand schlossen sich vor allem Bauern und Angehörige der Stadtarmut an.
Zur Niederschlagung der Volkserhebung setzten die Briten auch 10000 Gurkhas ein. 3000 dieser nepalesischen Söldner waren bei der Eroberung der von Aufständischen gehaltenen Stadt Lakhnau (Lucknow) dabei. Nach einem schrecklichen Gemetzel wurde die nordindische Stadt geplündert. Die britischen Kolonialoffiziere bereicherten sich in unglaublicher Weise. Der Kriegsberichterstatter der Londoner „Times", ein gewisser William Russell, schilderte: „Einige Offiziere haben buchstäblich ihr Glück gemacht... Es gibt da gewisse Kästchen in schäbigen Uniformkoffern, die Landgüter in Schottland und Irland enthalten, sowie ansehnliche Fischgründe und Jagdreviere in jedem an Wild oder an Lachs reichen Winkel der Erde."
Nach diesem Raubzug baten über 150 Offiziere den britischen Befehlshaber General Campbell um ihren vorzeitigen Abschied. Sie hatten ihr „Glück" gemacht.
Es gab auch Gurkhas, die den Briten die Gefolgschaft versagten. Aber es war nur eine Minderheit. Doch das reichte, um auch ihnen nach dem Sepoy-Aufstand keine Artillerie mehr zu geben. Das Mißtrauen der britischen Generalität war so groß, daß die nepalesischen Söldner erst achtzig Jahre später – am Beginn des zweiten Weltkriegs – mit schweren Waffen ausgerüstet wurden.

Zäh und ausdauernd

Britische Offiziere haben immer wieder die Gurkhas als „die besten Fußsoldaten der Welt" gelobt. Es wurden viele Geschichten über ihren unglaublichen Mut verbreitet. Eine Story lautet so: Ein britischer Offizier teilt seinen Gurkha-Soldaten mit, daß sie aus einem Flugzeug in zweihundert Meter Höhe abspringen müßten. Diese machen bedrückte Gesichter. Darauf sagt der Offizier: „Natürlich mit dem Fallschirm!"...
Fest steht jedenfalls, daß diese legendenumwobenen Krieger ein erstaunliches Maß an Härte, Ausdauer und Mut besitzen. An karges

Fortsetzung auf Seite 93

[1]) *Sepoy (Spahis) wurden die eingeborenen Söldner genannt. Etwa 250000 Sepoy gab es in der anglo-indischen Armee, die zur Unterwerfung Indiens, aber auch zur Festigung der Macht in anderen Kolonialgebieten oder zu Eroberungskriegen gegen die Nachbarländer (Afghanistan, Burma) eingesetzt wurden.*



Die Schauspielerin Renate Krößner fotografiert von Günter Linke

Fla-MG

Fliegerabwehr-MG sind Maschinenwaffen zur Bekämpfung von tief- oder niedrigfliegenden Luftzielen. Das Kaliber dieser Waffen reicht bis 20 mm.
Die Entwicklungsgeschichte der Fla-MG beginnt im ersten Weltkrieg. Außer einigen für den Beschuß von Luftzielen umgebauten Feldkanonen existierten zu Beginn des ersten Weltkrieges kaum spezielle Flugzeugabwehrmittel, da es auch nur wenige Militärflugzeuge gab. Das änderte sich im Verlaufe des Krieges zunehmend. Je mehr neue Flugzeuggattungen entstanden, und je mehr sie auch dazu übergingen, die Truppen auf dem Gefechtsfeld und sogar Ziele im Hinterland anzugreifen, um so stärker wurde der Ruf nach Fliegerabwehrwaffen – nach speziellen Kanonen, aber auch nach leicht zu bedienenden und massenhaft einzusetzenden Schnellfeuerwaffen. Da das Maschinengewehr zu dieser Zeit bereits in sehr großer Stückzahl an die Streitkräfte ausgeliefert wurde, bediente man sich in allen Armeen dieser Waffe natürlich auch gegen Luftziele.
In der russischen, der deutschen und englischen Armee wurden die MG auf provisorische Drehvorrichtungen gesetzt und der Infanterie übergeben. Auch auf Schiffen und Booten, auf Panzerzügen und Eisenbahntransporten kamen zur Fliegerabwehr solche Maschinengewehre zum Einsatz.
In der Nachkriegszeit tauchte hier und da ein MG mit Lafettierung zum Luftzielbeschuß auf, jedoch konzentrierten sich die Konstrukteure jener Zeit offensichtlich mehr auf kleinkalibrige Schnellfeuerwaffen, die vor allem zur Panzerabwehr gedacht waren.
Die Rote Armee griff die guten Erfahrungen mit dem „Maxim" als Fla-Waffe auf. Das beweist die Entwicklung einer Universallafette von Sokolow aus dem Jahre 1929. Weil das „Maxim" Modell 1910 mit der alten Lafette und der herkömmlichen Zielvorrichtung nur bedingt erfolgreich gegen Luftziele verwendet werden konnte, wurde die neue geschaffen. Zur Bekämpfung von Luftzielen konnten mit wenigen Handgriffen die Panzerplatte und die Achse mit den beiden Rädern abgenommen werden. Die drei Holme wurden gespreizt, am Lauf eine Sperre gelöst und ein anderes Visier aufgesetzt. Das Fla-MG „Maxim" war feuerbereit. Diese Ausführung wird als „Maxim" Modell 1931 bezeichnet.
In den Jahren 1936 und 1941 wurden die Zielvorrichtungen modernisiert. Außerdem entwickelte der bekannte Waffeningenieur Tokarew eine standfeste Lafette zur Aufnahme von vier „Maxim". Dieser Vierling war auf Booten und Eisenbahnwagen, in der Gefechtsordnung der Bodentruppen wie auf den Ladeflächen der Lastkraftwagen zu finden. Damit war eine Waffe entwickelt worden, die wir heute zur Truppenluftabwehr rechnen würden.
Dieses Prinzip, die Lafette der schweren Maschinengewehre so universell zu konstruieren, daß mit ihrer Hilfe auf Erd- und Luftziele geschossen werden kann, behielt man seitdem bei. So war die Lafette des „Maxim"-Nachfolgers SG-43 (7,62-mm-sMG von Gorjunow, Modell 1943) ebenso dafür eingerichtet wie die Lafette des heutigen Kalaschnikow-sMG PKS. Das trifft auch auf das in der Volksarmee der ČSSR sowie bei den tschechoslowakischen Grenztruppen verwendete sMG zu.
Wie steht es aber mit den leichten Maschinengewehren? Obwohl sie keine spezielle Vorrichtung zum Bekämpfen von Luftzielen haben, so sind sie doch zur Bekämpfung von Hubschraubern und tieffliegenden Flugzeugen geeignet. Aus der Geschichte des zweiten Weltkrieges ist bekannt, daß Abschüsse durch leichte Maschinengewehre gar nicht so selten waren. Ergänzend sei hinzugefügt, daß die 7,62-mm-Maschinengewehre auch heute noch bei einer Reihe von gepanzerten Fahrzeugen als Fla-Waffe mitgeführt werden, so auf Selbstfahrlafetten, SPW sowie Panzerzugmaschinen.
Allgemein sind Fliegerabwehr-Maschinengewehre heute mehr die großkalibrigen Waffen bis zu einem Kaliber von 20 mm. Da Waffen mit einem Kaliber über 20 mm zu den Kanonen zählen, werden in diesem Beitrag die 23-mm-Typen nicht vorgestellt.
Die wichtigsten sowjetischen Typen sind die Fla-MG 12,7 und 14,5 mm. Die Entwicklung des 12,7-mm-MG DSchK reicht bis in die dreißiger Jahre zurück. Damals folgte man in der Sowjetunion dem internationalen Trend zum großkalibrigen Maschinengewehr, mit dem sich die Truppen gegen die gerade zu jener Zeit massenhaft eingeführten leicht gepanzerten Gefechtsfahrzeuge wehren konnten. Auf dieses Kaliber kam man, weil Waffen bis etwa zum Kaliber 13 mm relativ leicht, billig und massenhaft herzustellen waren. Ihre Geschosse (Vo 900 m/s) durchschlugen die meisten der damals üblichen Panzerplatten. Daß der von anderen Maschinengewehren (DP, DA, DT – siehe AR 11/79: Panzer-MG) bekannte Konstrukteur W. Degtjarow seine neue Waffe zuerst nur zum Beschuß von Erdzielen auslegte, ist für die Ansichten jener Jahre typisch. Von der Weitsicht der sowjetischen Fachleute insgesamt zeugt aber die Tatsache, daß die Waffe bei der Übernahme in den Truppendienst bereits eine universelle Lafette besaß und sich mühelos auf Booten und Schiffen, auf Selbstfahrlafetten und Panzern mit einer speziellen Visiereinrichtung als ausgesprochenes Fla-MG installieren ließ.
Die Entwicklung ging so vor sich: Etwa in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre hatten die sowjetischen Konstrukteure eine 12,7-mm-Patrone mit dem Panzergeschoß B-30 entwickelt. Dazu sollte Wassili Alexandrowitsch Degtjarow ein Maschinengewehr schaffen. Sozusagen als Prototyp ent-

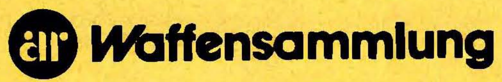
Maxim 1910 Vierling

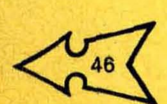
DSchK 43

DSchK M46

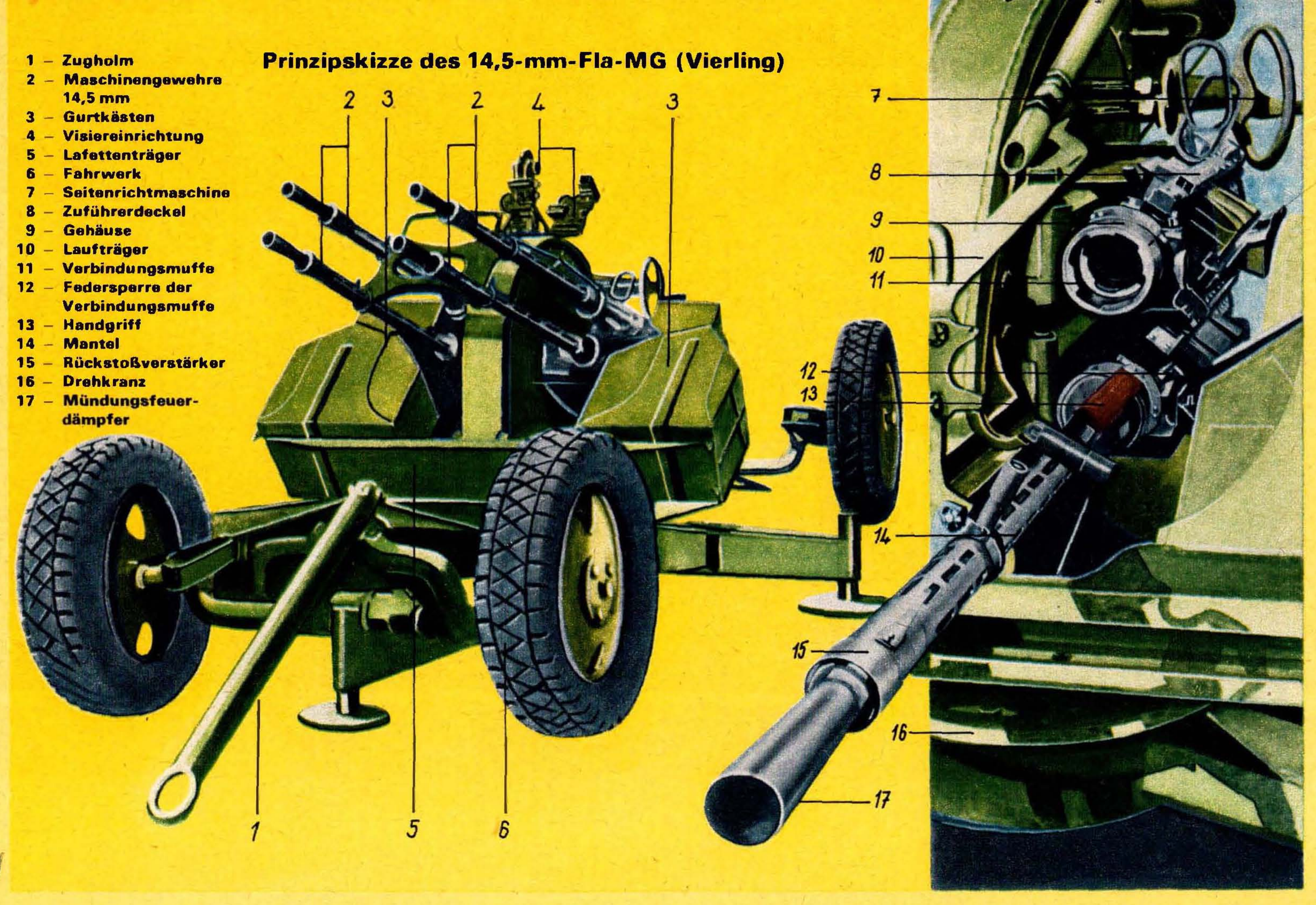
ZPU-2

ZU-2





Prinzipskizze des 14,5-mm-Fla-MG (Vierling)



stand das 12,7-mm-MG DS, das im Prinzip dem Aufbau seiner 7,62-mm-MG glich. Auch die Patronenzuführung aus der Trommel blieb. Neben dem Rahmenvisier zum Schießen auf Erdziele war zunächst auch eine Ausführung mit einem Ringvisier vorgesehen. Über ein Gewinde war der auswechselbare Lauf mit dem Gehäuse verbunden. Eine besondere Bremse verringerte den Rückstoß des Laufes. Nach einem Vergleichsschießen mit ausländischen Modellen – wobei das Degtjarow-MG sehr gut abschnitt – ging die Waffe in die Truppenerprobung. Dabei erweiterte man die panzerbrechende Munition um Panzerbrand-Patronen (Typ 32). Es zeigte sich bei den Versuchen, daß die Trommelzuführung keine höhere Geschwindigkeit erlaubte. Deshalb wurde in Zusammenarbeit mit dem Flugzeugwaffen-Fachmann G. Schpagin eine Gurtzuführung entwickelt.
Unter der Bezeichnung DK ging die Waffe 1938 erneut in die Truppenerprobung. Danach veränderte man die Erdlafette zur Universallafette. Die äußeren der drei Holme konnten nach vorn, der mittlere mit dem Sitz nach hinten geklappt werden. Damit stand die um 360° drehbare Waffe auf einem Dreibein. Zur erhöhten Standfestigkeit waren die Holme hinten spitz und hatten eine Art Erdsporn. Zu den besonderen Merkmalen dieser Waffe zählten das Zweiradfahrwerk, der Panzerschild, der lange Mündungsfeuerdämpfer, die Verriegelung des Schlosses durch heraustretende Nasen sowie die Vorrichtung, mit deren Hilfe der Schütze die Gasmenge regeln konnte, um klimatische Veränderungen (z. B. Lufttemperatur) auszugleichen. Auf 500 m Entfernung durchschlugen die 12,7-mm-Geschosse 15 mm starke Panzerplatten. Damit konnte man die Waffe sowohl gegen gepanzerte Ziele auf der Erde als auch gegen tief angreifende Flugzeuge richten. Welche Bedeutung sie für die kämpfende Truppe hatte, mag die Steigerung ihrer Produktion von 1942 bis 1944 auf 1 200 Prozent verdeutlichen. Um Flugzeuge besser bekämpfen zu können, ersetzte man das Visier Modell 1938 durch das verbesserte Modell 1941, später Modell 1943. Mit veränderten Zuführermechanismus und höherer Verschleißfestigkeit kam 1944 eine Weiterentwicklung des MG an die Front. Nach dem Kriege schließlich erschien das DSchKM 1938/46 mit größerer Lebensdauer kleiner Verschleißteile, bequemerer Bedienung der Universallafette, einfacherem Laufwechsel und flachem Mündungsfeuerdämpfer. Dieses „Zweirad-Modell" gehörte auch zur Erstausstattung der NVA und anderer sozialistischer Armeen. Nach wie vor ist das DSchKM 1938/46 aber das Fla-MG der Panzer.
Im zweiten Weltkrieg zeigte sich speziell unter den Bedingungen der Truppenluftabwehr sowie der Luftabwehr auf Schiffen, daß die 12,7-mm-Geschosse nicht in allen Fällen die geschützten Stellen der Flugzeuge durchschlugen. Stärkere Kaliber waren notwendig geworden. Da große Mengen 14,5-mm-Munition der Panzerbüchsen nicht mehr benötigt wurden, schuf der Flugzeugwaffenkonstrukteur S. W. Wladimirow auf der Grundlage dieser Munition ein neues Fla-MG. Die ersten Muster des KPW (Krupnokalibernij Pulemjot Wladimirowa – großkalibriges MG von W.) kamen 1944 an die Front. Sie zeigten eine hohe Wirksamkeit. Nach dem Kriege verwendete man die Waffe für mehrere Lafetten als Fla-MG sowie für die Bestückung von SPW. So gab es die von drei Mann bediente einläufige Ausführung ZPU-1 auf einer Einachslafette, ferner die stationäre oder auf Fahrzeugen (so auf dem Amphibium K-61 und auf den SPW BTR-40 und BTR-152) untergebrachte Zwillingsausführung ZPU-2 mit vier Mann Bedienung sowie die Zweiachsausführung mit einer Vierlingswaffe ZPU-4 und fünf Mann Bedienung. Die modernste Ausführung war der Einachszwilling ZU-2 bei dem zum Schießen die beiden Räder hochgeschwenkt wurden. Inzwischen sind in den meisten Armeen der sozialistischen Verteidigungskoalition die 14,5-mm-Ausführungen durch das Kaliber 23 mm ersetzt worden. Allerdings sind sie ebenso wie die 12,7-mm-Waffen noch in zahlreichen jungen Nationalstaaten zu finden. Für sämtliche Modifikationen gibt es metallene Munitionskästen mit jeweils 150 gegurteten Patronen.
Nicht unerwähnt soll bleiben, daß mehrere Bootstypen in den Streitkräften der sozialistischen Verteidigungskoalition zur Bekämpfung von Luftzielen bis 2 000 m Höhe sowie von Seezielen bis 2 500 m Entfernung eine aus zwei übereinander in einer Drehlafette gelagerte 14,5-mm-Waffen tragen. Diese Ausführung wird als Bord-Fla-MG-Zwilling 2-M 7 (auf Sockellafette) bezeichnet.
Das 14,5-mm-MG ist als Rückstoßlader mit beweglichem Lauf ausgelegt. Ebenso wie mit dem DSchK können nur Feuerstöße abgegeben werden. Die Gurtzuführung für den verchromten und leicht zu wechselnden Lauf kann von rechts oder links erfolgen. Als Munition werden 61 g schwere Panzerbrand- oder Panzerbrandgeschosse mit Leuchtsatz verwendet.

W. K.

Zeichnungen: H. Rode

Typ	Kaliber mm	Masse Waffe kg	Masse Patrone g	Feuergeschwindigkeit Schuß/min	V_0 m/s	Schußweite Erdziele m	Schußweite Luftziele m	Bedienung Mann
MG „Maxim"	7,62	66	21,6	250...300	800	1000	800	2...3
MG SG-43	7,62	40,4	21,6	300...350	700	2300	1 000	2...3
MG PKS	7,62	16,5	21,8	250	825	2200	1 000	2
DSchK	12,7	180	125/133	125	850	bis 6000	1500	2
ZP-1	14,5	581	200	150	1 000	bis 6000	2000	3





Wehrhaftem General

und andere Anekdoten
von Peter Pinkpank

Ein preußischer General war brav in seinem Bett gestorben. Da er als gewaltiger Trinker in die Geschichte eingehen würde, hatte er sich ausbedungen, daß ihm seine Muskete und zwei Flaschen Schnaps in den Sarg zu legen wären. Seinem letzten Wunsch wurde entsprochen. Die beiden Totengräber jedoch, die für den General das letzte Bett auszuheben hatten, hielten es für reinste Verschwendung, das gute Gesöff ins Grab zu legen, und sie tauschten besagten Schnaps gegen zwei Flaschen Bier aus. Der nächste Tag war heiß. Das Bier gor in seinen Flaschen. Während des Leichenzuges knallte es plötzlich im Sarg. Die Leidtragenden erschraken, aber die Soldaten schritten unbeirrt weiter. Kurz nachdem die Soldaten den Sarg am Grabesrand niederstellten, ging im Sarg die zweite Flasche hoch. Da trat der die Beerdigung leitende Major mit aller Ehrerbietigkeit an den Sarg, präsentierte davor und schnarrte diensteifrig heraus: „Befehlen der Herr General noch ein Gefecht?“

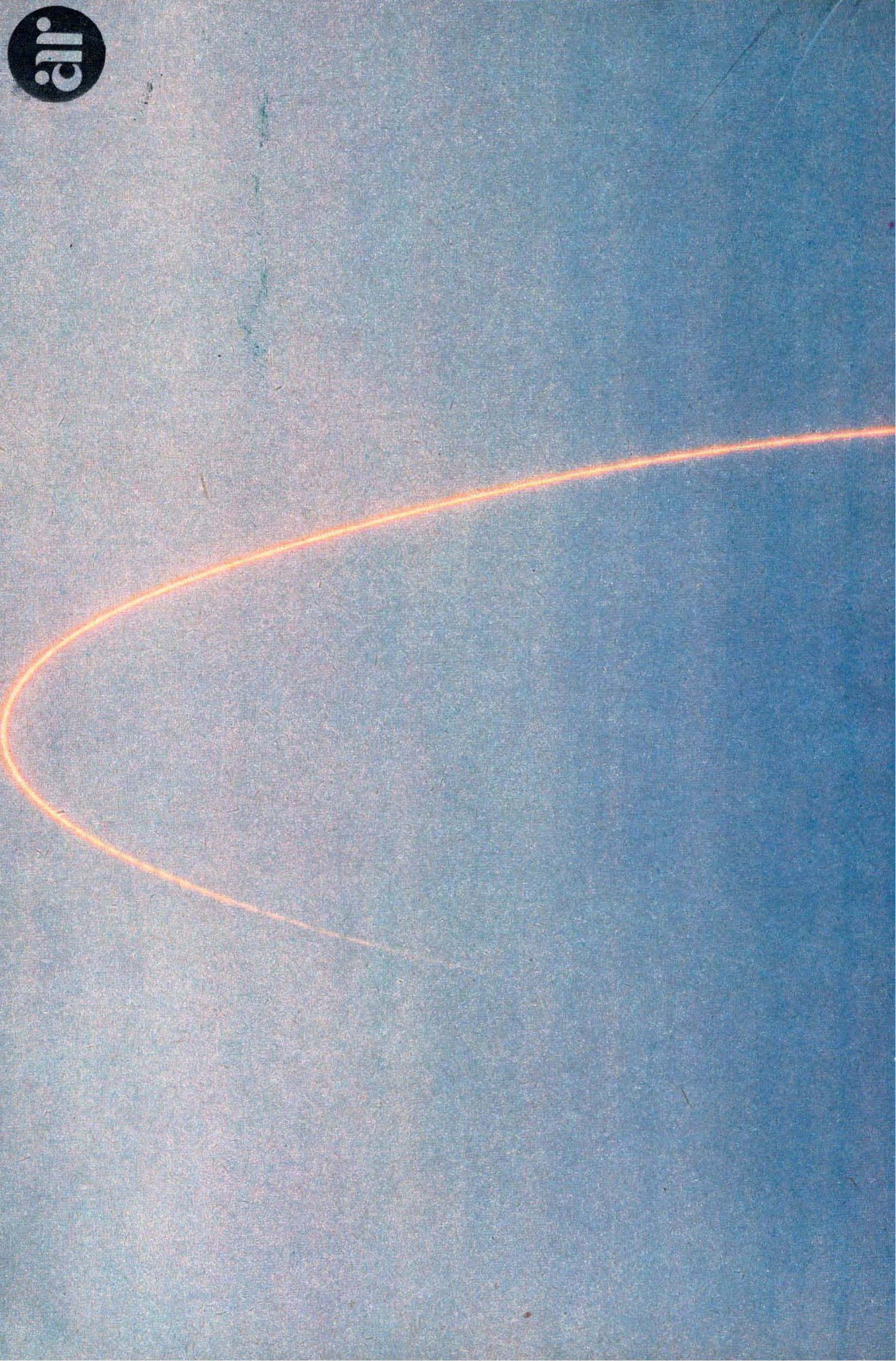
Höfische Ehrung

Herr von Hacke, von des Königs Gunst zum Kommandanten von Berlin erhoben, aber mehr dem Wirtshausschemel und dem Jagdsattel zugetan, schoß alles nieder, was ihm auf der Jagd vor die Pistole geriet. Als sich während eines Jagdausfluges des Tabakkollegiums in den Wusterhausener Wäldern ein Fang löste, unterlief Hacke ein rasender Keiler, so daß der Kommandant rittlings auf dem Borstenvieh zu sitzen kam und Mühe hatte, sich am Pürzel des Tieres festzuklammern. So raste er durch die Reihen seiner Jagdkumpane, bis er endlich im hohen Bogen im Gebüsch landete. Am Hofe wurde ergiebig über Hackes Schweineritt gelacht. Der König jedoch belohnte ihn dafür mit dem Grafentitel. Die Höflinge aber hießen ihn fortan nur den „Schweinegrafen“. Und von einem lief das Zitat um: „Wenn er vom Pferd geplumpst wäre, hätte ihn Majestät degradiert, aber das Schwein hat ihn geadelt.“

Der Schwachäugige

Während eines Türkenbesuchs entdeckte der Generaladjutant des Kaisers, Graf Paar, bei einem Araber ein kunstvolles Schwert. Durch einen Dolmetscher überbrachte er ihm seinen Wunsch, diese Waffe unbedingt zu besitzen. Er bot ihm dafür ein Zehnkronen-Goldstück mit dem geprägten Kopf des Kaisers Joseph I. Nachdenklich betrachtete der Araber das Goldstück. Dann wendete sich der Dolmetscher an Paar und übersetzte des Arabers Wunsch: „Der Araber ist schwachäugig. Haben Sie kein Goldstück, darauf der Kopf des Kaisers größer zu erkennen ist?“ Da mußte Paar in die Tasche greifen und dem Moslim ein großes Zwanzigkronenstück überreichen. Nun strahlte des Arabers Auge. Der Dolmetscher erklärte: „Jetzt erkennt er den Kaiser.“

Illustration: Peter Muzeniek





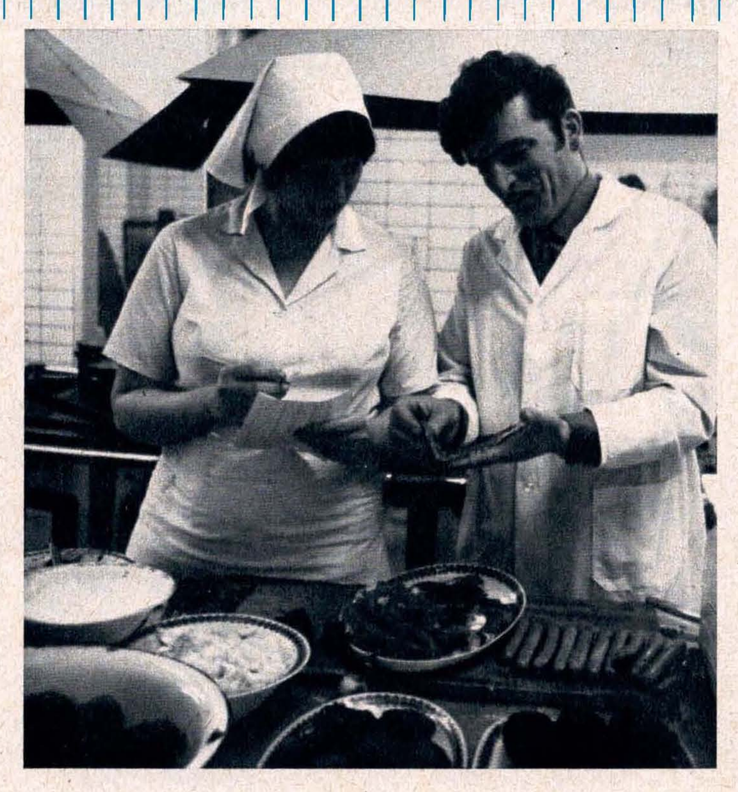
Wenn sich die liebenswerte, rundliche Matrjoschka am Eingang des Hallenser Hauses der Nationalen Volksarmee mit der freundlichen Einladung „Heute russische Küche" postiert, dann – so ist es schon Tradition – sorgt auch ein echter Meister jener Küche, assistiert von den dienstbaren Geistern des Hauses, für das Wohl der Gäste:





Kurz nach acht betritt er die Küche, wirft sich in seinen weißen Kittel und legt auch sofort los: Messer schärfen, Zutaten sichten, Fleisch, Reis, Weißkohl, Möhren, Zwiebeln... Eine gewissenhafte Arbeitsvorbereitung. Neugierige Frager kommen da sehr ungelegen. Denn mehr oder weniger Zeit für sein kulinarisches Amt bedeutet in diesem Falle auch mehr oder weniger zufriedene Gäste, je nachdem. Aber wenn es halt unbedingt sein muß, bitte sehr.
Und so darf ich mich – natürlich ebenfalls weißbekittelt, wie es die Hygiene verlangt – ausnahmsweise einmal in der Küche aufhalten und dem „Zeremoniell" beiwohnen. Plow wird zubereitet. Allerdings kein echter usbekischer, wie der Meister sogleich zu bedenken gibt, denn dazu gehöre nun einmal Hammel. Da den Gästen hier diese Geschmacksrichtung aber offensichtlich nicht liege, müsse er eben Zugeständnisse machen. „Leider, leider..." Und schon landen schwungvoll zwei riesige Fleischstücke – Rind und Schwein – auf dem Tisch...
Der hier so eifrig wirkende Starschisergeant Anatoli Hairadse ist 25 Jahre alt, gebürtiger Usbeke. Seine Prüfung als Meisterkoch legte er in der Touristenstadt Fergana ab, im ersten Restaurant am Platze. Mit Auszeichnung. Eine Auszeichnung, so meint er, während seine flinken Hände mit scharfer Klinge die Fleischbatzen in kleine Stücke zerlegen, sei für ihn auch die Gelegenheit, hier im HdA seine Kochkunst beweisen zu können. Weshalb denn nun gerade er dazu auserkoren worden sei, und schon zum dritten Male? Der Meister hält einen Moment inne: „Vor zwei Jahren habe ich bei einem Leistungsvergleich innerhalb der Sowjetarmee den zweiten Platz belegt. Vielleicht deshalb. Zum anderen gibt es aber seit vielen Jahren sehr freundschaftliche Verbindungen zwischen meiner Dienststelle und diesem Hause hier."
Vor sieben Jahren wurde Anatoli gemustert. Und er war damals sehr froh darüber, daß seiner Bitte, in der DDR dienen zu dürfen, stattgegeben wurde, „... weil der Dienst hier für jeden sowjetischen Soldaten eine Auszeichnung ist. Aber, um ehrlich zu sein, ich wollte auch etwas von der Welt sehen. Mein Bruder, ebenfalls Soldat in Ihrem Land, hatte mir schon viel über die DDR berichtet. Und so wollte ich sie eben sehr gern persönlich kennenlernen."
Während der Starschisergeant nunmehr einem Berg Zwiebeln zu Leibe rückt, erzählt er weiter: „Nach meinen zwei Jahren Wehrdienst habe ich mich dann länger verpflichtet. Ganz von mir aus. Denn ich denke so: Köche für Restaurants gibt es in Usbekistan genug. Gute Köche. Sicher mehr als in der Armee. Und die Arbeit in der Truppe hat mir Spaß gemacht. Inzwischen bin ich Küchenleiter, habe Verantwortung. Weshalb sollte ich das Angenehme nicht auch mit dem Nützlichen verbinden?"
Anatoli besitzt hier viele Freunde, auch eine eigene Familie. Er hat Potsdam gesehen, Dresden kennt er. An Halle gefällt ihm am besten das Alte, der Markt und natürlich die Heide. Vor allem wohl wegen der Spaziergänge mit Sohn Ruslan. Und stolz berichtet der junge Vater, es gebe schon jetzt Anzeichen dafür, daß das Söhnchen auch einmal zumindest in die Fußballstapfen Papas treten werde. Anatoli nämlich ist begeisterter Fußballspieler und – nebenbei gesagt – auch leidenschaftlicher Jäger.
Mit Leib und Seele scheint sich der junge Küchenmeister aber für das Wohl all seiner Esser verantwortlich zu fühlen. Denn wenn er in dieser „Woche der russischen Küche" frühmorgens das Haus der Nationalen Volksarmee betritt, hat er schon die ersten Küchenstunden in der Kaserne hinter sich. Nach 14 Uhr, wenn im HdA alles seinen Gang geht, rückt er wieder in seine Dienststelle ein, um das Abendessen für seine Soldaten mit vorzubereiten. „Zu viel? Nein, zu viel wird mir das nicht." Bliebe nunmehr die Frage zu klären, wie man denn so mit Hairadses Kochkünsten zufrieden ist. Die Gäste im HdA sind es wohl, wenngleich für Anatolis Begriffe der Geschmack eben etwas einseitig ausgerichtet ist, siehe Hammelfleisch. Und die Soldaten? „Sicherlich sind nicht immer alle restlos glücklich. Besonders die Neuen haben es nicht leicht, sich an Gemeinschaftskost zu gewöhnen. Mamas Küche kann ich eben beim besten Willen nicht ersetzen. Schließlich gibt es ja auch Verpflegungsnormen, an die ich mich halten muß. Aber an Feiertagen versuche

Anatoli aus Usbekistan



ich schon, etwas Besonderes zu bieten. Und an Geburtstagen. Da bekommt jeder möglichst sein Nationalgericht – der Usbeke Plow, der Ukrainer Kulebjaka. Das sind große, gefüllte Pasteten. Der Armenier – Schaschlyk am Spieß, der Grusinier. . ."

„An Geburtstagen?", unterbreche ich etwas ungläubig den Redefluß des Starschisergeanten. „Ja, warum nicht? In meinem Büro hängt ein großer Geburtstagskalender der Mannschaft. Alles kann ich ja nicht im Kopf haben. Da treten also die Geburtstagskinder zum Morgenappell mit an, empfangen ihre Glückwünsche und sind danach dienstfrei. An diesem Tag sitzen sie im Speisesaal an einem weißgedeckten Extratisch und genießen ihr Nationalgericht."

Beeindruckt von dieser schönen Tradition, will ich nun aber doch noch wissen, wie der Speiseplan denn für die Nicht-Geburtstage und Nicht-Feiertage aussieht. Anatoli nennt ein Beispiel: Morgens Makkaroni, mittags Borschtsch und Fleisch, abends Fisch und Kartoffeln. Eine feste, nahrhafte Kost. „Natürlich", meint der Meister lächelnd, „kann und muß man trotz vorgeschriebener Normen variabel und sorgsam wie zu Hause wirtschaften." Zu Hause wirtschaftet Anatoli allerdings nicht selbst. Dort herrscht Walentina, von Berufs wegen Krankenschwester. Der Ehemann springt nur ein, wenn Gäste kommen, denn „kalte Platten, Salate und so weiter sind nun einmal mein Steckenpferd."

Spätestens jetzt gebot es die Höflichkeit, Anatoli ganz seinen Kochtöpfen zu überlassen. An Stelle eines Autogramms erhielt ich von ihm für die AR-Leser das Rezept für Plow, mit besten Wünschen für gutes Gelingen.

Gisela Reimer

Fotos:

Oberstleutnant Ernst Gebauer

Plow auf usbekische Art

400 g Reis
250 g Hammelfleisch
100–125 g Fett
500 g Möhren
2–3 Zwiebeln
Salz, Paprika oder Pfeffer

Das Fleisch in kleine Würfel (10–15 g) schneiden und in heißem Fett unter Zugabe von Wasser fast gar braten. Das Wasser etwas verdampfen lassen. Die in feine Streifen geschnittenen Zwiebeln zugeben und leicht bräunen. Die stiftelig geschnittenen Möhren ebenfalls in den Topf schütten und 10–15 Minuten dünsten. Kräftig mit Salz, Paprika oder Pfeffer abschmecken. Den Reis sowie Wasser hinzugeben. Die Oberfläche mit einem Schaumlöffel glattstreichen. Wenn der Reis das Wasser aufgesogen hat, die Oberfläche erneut glätten, eine Vertiefung eindrücken und 1–2 Eßlöffel kochendes Wasser zugießen. Nicht rühren! Danach den Topf fest verschließen. Den Plow auf kleinem Feuer 20–25 Minuten ziehen lassen, in einer flachen Schüssel bergförmig anrichten und obenauf Fleischstücke legen. Usbeken essen dazu gern frischen Salat aus Tomaten, Zwiebeln oder Rettich.

GELBE FAHNEN

Aus dem Alltag von KC-Aufklärern und Entgiftern in der Tschechoslowakischen Volksarmee





Wintermorgen im Ausbildungsgelände. Eine weiße Fläche, zwanzig Zentimeter hoher Schnee. Da und dort ein paar hohe Birken. Auf ihren Zweigen sitzen, schwarzen Beeren gleich, vor Kälte zusammengeduckte Raben und beobachten still die Landschaft. Doch die verträumte Ruhe des Bildes trügt, der Ausbildungstag der chemischen Aufklärer hat bereits begonnen...

Der SPW der Gruppe Kubiček ist nach mühseliger Fahrt durch den hohen Schnee in einer Bodenmulde in Deckung gegangen. Die Aufgabe ist den Männern klar, dem Gefreiten Vladislav Kubiček, den Aufklärern Julius Bota und Jaroslav Kureš, dem Fahrer Zdeněk Souček: die Aufklärung des vor ihnen liegenden Geländes auf radioaktive Strahlung und chemische Vergiftung.

Im Fahrzeug bereitet Soldat Kureš den automatischen Kampfstoffanzeiger GSP-11 vor. Soldat Bota kontrolliert die Einsatzbereitschaft

des meteorologischen Satzes, überprüft noch einmal die Kernstrahlungsmeßgeräte, bereitet das Maschinengewehr des SPW und das Fähnchenabschußgerät auf den Einsatz vor. Der Gruppenführer überprüft indessen das Funkgerät, die Bordsprechanlage und den Detonometriesatz. Sie legen ihre persönliche Schutzbekleidung an. Es wird ernst.
Langsam bewegt sich der SPW aus seiner Deckung heraus. Die vier Kameraden sind ein eingespieltes Kollektiv, jeder kennt seine Aufgaben. Soldat Bota kann keine Kernstrahlung feststellen, die Dosisleistung beträgt Null. Dagegen meldet Soldat Kureš eine gefährliche Konzentration von chemischem Kampfstoff. Gelbe Fähnchen werden in den Boden geschossen, markieren das vergiftete Gelände. Hin und wieder, wenn in der Luft kein Kampfstoff ermittelt werden kann, verläßt Jaroslav Kureš das Fahrzeug, mißt am Boden, entnimmt Schneeproben, die im Fahrzeug sofort mit Hilfe der Kampfstoffnachweissätze untersucht werden. Der Schweiß rinnt den vermummten Aufklärern trotz der Kälte am Körper hinab. Sie werden von der Zeit gehetzt...
Da verändert sich die Situation schlagartig. In der Ferne steigt eine Feuersäule einige Dutzend Meter in die Höhe, entfaltet sich zu einem mächtigen Pilz. Ein Atomschlag! Die Aufklärer sind auch darauf vorbereitet. Zunächst ist das Fahrzeug für sie der sicherste Schutz. Dann kommt der Detonometriesatz zu seinem Recht. Mit Kompaß, Höhenwinkelmesser, Stoppuhr, Strahlungsberechner und Umrechnungstabelle werden die wichtigsten Anfangsangaben der Kernwaffendetonation ermittelt. Ein Zahlengemenge überwindet per Funk die Entfernung zur Führungsstelle. Um eine möglichst genaue Kenntnis der Ausbreitungsrichtung und Ausbreitungsgeschwindigkeit der radioaktiven Wolke zu erlangen und damit gefährdete Räume berechnen zu können, setzt Gefreiter Kubiček zusätzlich das Schalenanenometer (siehe Foto S. 55) aus dem meteorologischen Satz ein...
Der Ausbildungstag für die Gruppe der Kernstrahlungs- und chemischen Aufklärung ist damit noch längst nicht zu Ende, doch wir sind sicher, daß sie die folgenden Aufgaben ebenso sicher löst wie die beschriebenen. In einer realen Gefechtssituation, das bestätigt ihnen ihr Kommandeur am Abend, hätten sie mit ihrer exakten Arbeit Hunderten von Soldaten Leben und Gesundheit bewahrt.



Ein anderer Teil des Übungsgeländes. Auf vereistem Weg reiht sich eine Fahrzeugkolonne auf – die Einheit für Spezialbehandlung bereitet sich auf ihren Einsatz vor. Unterfeldwebel Emil Kulan macht sich die Aufgabe noch einmal klar: Nachdem die Truppe in vergiftetem Gelände gehandelt hat, ist vom Kommandeur die vollständige Entgiftung der Kampftechnik befohlen worden. Die Linie für Spezialbehandlung hat bis 10.30 Uhr Arbeitsbereitschaft zu melden.
Emil Kulan hat einige Bedenken. Seine Gruppe, verantwortlich für die TATRA-Fahrzeuge mit der Entgiftungsanlage ARS, ist mit neuen Soldaten aufgefüllt worden. Werden sie die Zeitnormen erfüllen? Werden die Aggregate nicht einfrieren?
Der Unterfeldwebel denkt an den letzten Sommer zurück. Auf dem Weg zur Entfaltung wurde ein ARS defekt, sie mußten ihn zurücklassen, fuhren mit dem einen noch verbliebenen weiter. Am Einsatzort verlief alles wie am Schnürchen. Feldwebel Kulan schritt an der Linie entlang, ließ die Aggregate des ARS noch einmal überprüfen „Es geht nicht", meldete die Bedienung zu seinem Entsetzen, „wahrscheinlich eine Verstopfung im Sprührahmen." Und keine Zeit zur Reparatur, der Rahmen hätte richtig durchgeblasen, gesäubert, die Düsen ausgewechselt werden müssen. Nach den Ursachen dieser Panne zu forschen, war in diesem Moment müßig. Jetzt mußte gehandelt werden, und genau das tat Feldwebel Kulak – wenn auch hart am Rande der Vorschriften. „Los, in die Kabine!" rief er dem Fahrer zu. „Wir fahren zu dem defekten ARS." Das Fahrzeug, dessen Tank bereits mit Entgiftungsflüssigkeit gefüllt war, machte sich auf den Weg. Emil Kulan trieb den Fahrer zur Höchstgeschwindigkeit an, um den befohlenen Termin vielleicht doch noch zu schaffen. Vom defekten Fahrzeug montierten sie den Sprührahmen ab, kehrten zurück. Als es in einer Kurve fast zu einem Unfall kam, wurde dem Feldwebel erst richtig bewußt, daß dies eigentlich eine Schwarzfahrt war, daß er versäumt hatte, seinem Zugführer Meldung zu erstatten. War er ein zu großes Risiko eingegangen? Vielleicht – aber doch nur, um die Gefechtsaufgabe zu erfüllen, versuchte er sich damals zu rechtfertigen. 30 Minuten dauerte die außerplanmäßige Aktion. Gerade zur rechten Zeit war der Schaden behoben, denn schon tauchte die erste Einheit zur Entgiftung ihrer Technik auf. Doch diesmal ist die Unruhe des Gruppenführers unbegründet. Seine Männer hatten die Technik gründlich vorbereitet. 10.25 Uhr kann er per Funk die Einsatzbereitschaft seiner Fahrzeuge melden, die „Kunden" können kommen.
Abends im Zeltlager kann er seinen Soldaten mitteilen, daß die Arbeit der Gruppe vom Kommandeur mit der Note „sehr gut" eingeschätzt worden ist. Die Neuen haben ihre Bewährungsprobe bestanden.

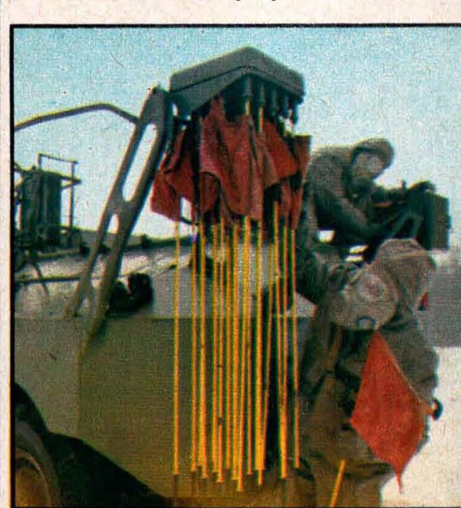


In den Zelten ist es gemütlich. Holz knistert in den Öfen. Es duftet nach Harz und Fichtennadeln. Gitarrenmusik erklingt, das Fernsehprogramm läuft. Wohlverdiente Ruhe nach hartem Soldatendienst. Nur der Wachtposten tritt fröstelnd von einem Bein aufs andere. Im stillen verdammt er den Mond, das sichere Vorzeichen für noch strengeren Frost.

Text: Semerák, Daniček, Reimer
Fotos: Novotny, Wojnar, Egem

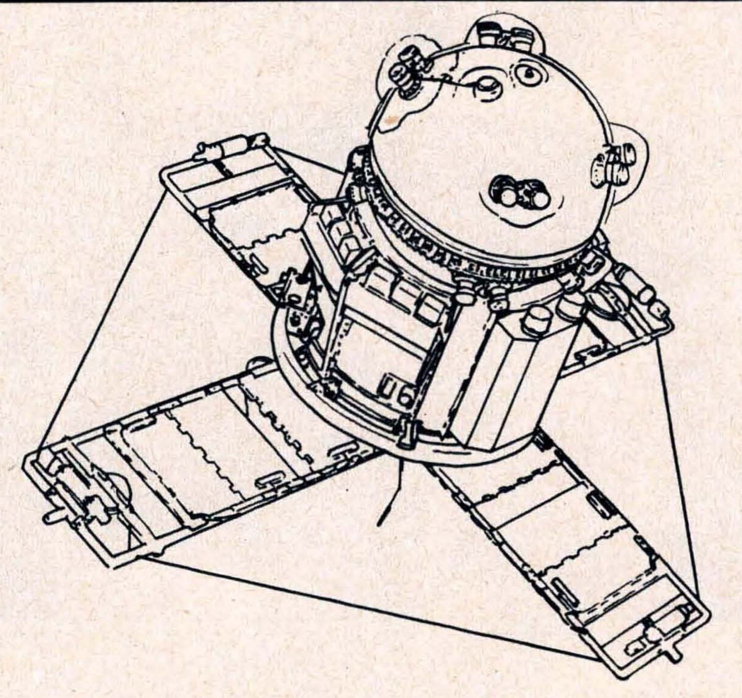
Vor dem Einsatz: Zur Herstellung der Gefechtsbereitschaft gehören u. a. die Vorbereitung des automatischen Kampfstoffanzeigers und die Überprüfung des Fähnchenabschußgerätes. Nach dem Einsatz: Schutzbekleidung und Gasmaske werden abgelegt.





AR 2/80	TYPENBLATT	RAUMFLUGKÖRPER

Strahlungsmeßsatellit Ariel 6 (Großbritannien)



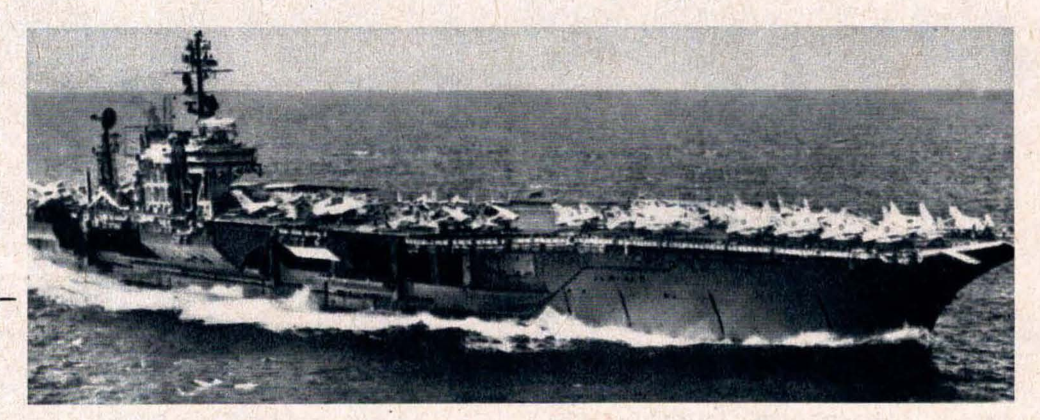
Technische Daten:

Körperhöhe	1,31 m
Körperdurchmesser	0,70 m
Startmasse	155 kg
Bahndaten:	
Bahnneigung	55°
Umlaufzeit	97,2 min
Perigäumshöhe	600 km
Apogäumshöhe	655 km
1. Start (Ariel 1)	26. 4. 1962
bisher gestartet	6

Ariel 6 ist der letzte einer Serie von Raumflugkörpern, die Strahlungsmessungen im kosmischen Raum ausführen. Die Untersuchungen erstrecken sich auf die solare und kosmische Ultraviolett- und Röntgenstrahlung. Spezielle Aufgabe von Ariel 6 ist die Erforschung der sogenannten „Schwarzen Löcher", also von Sternen mit extrem hoher Dichte.

AR 2/80	TYPENBLATT	KRIEGSSCHIFFE

Angriffs-Flugzeugträger „Constellation" (USA)



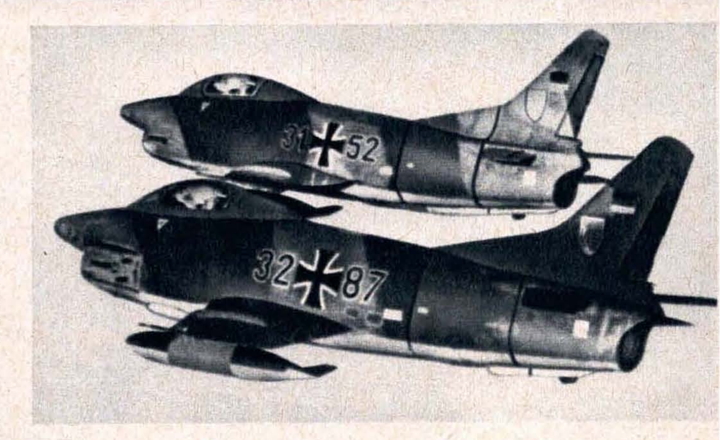
Taktisch-technische Daten:

Typverdrängung	60100 ts
Höchstverdrängung	76000 ts
Länge	327 m
Breite	39,3 m
Breite Flugdeck	79,2 m
Tiefgang	11,3 m
Maschinenleistung	205940 kW (280000 PS)
Geschwindigkeit	35 kn
Flugzeuge	70 bis 90
Bewaffnung	4×127-mm-Flak; See-See- oder See-Luft-Raketen
Besatzung	3350 Mann

Die „Constellation" lief 1960 vom Stapel und wurde ein Jahr später in den Dienst gestellt. Sie hat einen Dampfturbinenantrieb und besitzt vier Startkatapulte. Bei seinem Wechsel zwischen der 1., 3. und 7. US-Flotte hatte der Träger auch Vietnam-Einsätze. Seit März 1979 vom Flottenstützpunkt Subic Bay der 7. Flotte in das Arabische Meer verlegt, wird er als möglicher Grundstock für eine künftige 5. Flotte dienen, welche die nordamerikanische Globalstrategie in diesem Raum durchsetzen soll.

AR 2/80 — TYPENBLATT — FLUGZEUGE

Erdkampfflugzeug Fiat G 91 R/3 (Italien)



Taktisch-technische Daten:

Startmasse	4,9 t
Länge	10,2 m
Spannweite	8,5 m
Höhe	4 m
Flugweite	1 300 km
Geschwindigkeit	1 000 km/h
Gipfelhöhe	15 km
Triebwerk	1 Strahltriebwerk 51 kN (5200 kp)
Bewaffnung:	
im Rumpf	4×12,7-mm-MG, oder 2×20-mm-, oder 2×30-mm-Kanone, oder 2×51-mm-, oder 2×70-mm-Raketensätze;
in/an Tragflügeln	4×12,7-mm-MG, oder 2×51-mm-, oder 2×70-mm-, oder 2×76-mm-, oder 2×127-mm-Raketensätze, oder 230-kg-Bomben
Besatzung	1 Mann

Die Fiat G 91 wird im Lizenzbau in der BRD hergestellt. Sie ist ein Mehrzweckjäger. Bei entsprechender Umrüstung wird die Maschine als Aufklärer verwendet (Foto). Sie besitzt dann 3 Luftbildkameras im Bug. Der Flugbetrieb von Graspisten aus ist möglich.

AR 2/80 — TYPENBLATT — SCHÜTZENWAFFEN

Pistole PA-63 (Ungarische VR)



Technische Daten:

Masse	ohne Patronen 585 g
Länge	180 mm
Breite	31,5 mm
Höhe	120 mm
Lauflänge	100 mm
Kaliber	9 mm und 7,65 mm
Magazinkapazität	7 Patronen 9 mm; 8 Patronen 7,65 mm
Züge	6

Produziert seit 1963, ist die Selbstladepistole PA-63 eine etwas abgeänderte Variante der Walther-PP. Unter der Typenbezeichnung AP-66 wird sie auch exportiert, u. a. in die DDR. Von der Pistole werden zwei Kalibergrößen hergestellt: 9 mm Makarow sowie 7,65 mm Browning.



Sand überall

. . .unter den Füßen, im Stiefel, in der Luft und in der Waffe. Sand überall. Damit müssen die Soldaten des Transkaukasischen Militärbezirks der Sowjetarmee leben. Die Wüste verlangt Männern und Maschinen alles ab. Es ist schwer, sich zu tarnen, eine Stellung auszuheben, jeder Schritt erfordert zusätzliche Kraft. Waffenreinigen sowie Pflegearbeiten an der Technik stehen öfter im Dienstplan als anderswo. Was hilft's. Der Militärdienst fragt nicht nach Wetter und Ortsbedingungen, er paßt sich ihnen an. Und so beleben nicht nur spärliche Pflanzen und anspruchslose Tiere die Sandweiten. Auch SPW und Schützen hinterlassen ihre Spuren, die der Wind glättet. Nach dem Dienst sieht das Auge wieder:

Sand überall

Fotos: E. Udowitschenko

Richtige Einstellung

Mein Mann ist jetzt als Leutnant außerhalb Berlins eingesetzt. Ich stehe im Fernstudium und kann noch nicht an seinen Dienstort ziehen. Mein Mann ist weitaus seltener zu Hause als man es sich von einem Ehemann vorstellt, und vom Familienleben kann auch jetzt noch nicht die Rede sein. Vieles ist mir allein überlassen, und oft werden die Wochenendpläne kurzfristig durchkreuzt, weil er Dienst hat. Es ist also nicht immer einfach, im Gegenteil. Aber man schafft es, wenn es eine Partnerschaft in der Ehe gibt.
Gabriele Winz, Berlin

Ehrlich

Nicht jede Frau und nicht jedes Mädchen ist dazu geschaffen soviel Verständnis aufzubringen. Und da finde ich es gar nicht so schlecht, wenn sie ihre Meinungen gleich von Anfang an mitteilen, damit keine verkehrten Hoffnungen entstehen, die sich dann später nicht verwirklichen.
Martina Zille, Bernburg

Mit Wille

Da ich selber länger gedient habe, kann ich mich gut in die Verhältnisse hineindenken. Es ist nicht leicht. Mit etwas gutem Willen und Verständnis läßt sich aber alles überwinden.
Unterleutnant d. R. Olaf Gollub, Reichmannsdorf

Konsequenter

Ich finde, Du mußt ganz einfach Deine beruflichen Interessen konsequenter und nachdrücklicher bei den Mädchen durchsetzen. Wenn ein Mädchen Dich aufrichtig achtet, anerkennt und liebt, so wie Du bist, wird sie sich nicht an Deinem Beruf „aufhängen".
Michaela Zehl, Zwickau/Auerbach

Nicht die erste Beste

Daß Du jetzt resignierst, ist genauso zu verurteilen wie die Meinungen dieser Mädchen, denn Du wußtest, welche Probleme es geben wird. Muß denn gleich die erste Beste die Richtige sein? Lege doch den Mädchen einfach mal ganz in Ruhe Deinen Standpunkt zu diesem Problem dar und frage sie nach dem Ursprung ihrer Vorurteile.
Ilona Fahlberg, Schönebeck

BERUF als Liebeshindernis?

Nicht verdient

Ich glaube, wenn mehr Mädchen eine positive Einstellung zu diesem Beruf hätten, würde es mehr Freiwillige geben. Berufssoldaten haben es nicht verdient, sich mit diesem Problem plagen zu müssen.
Rita Ullrich, Wesenberg

Gleiches Problem gehabt

Auch ich bin seit 1978 Berufsunteroffizier der NVA und auch mir macht die Arbeit Spaß. Mir stellte sich die gleiche Frage, ob Fehler oder nicht, denn an unserem Standort gibt es sehr wenige Mädchen. Und wenn ich mal eine kennenlernte, war sie der Meinung, ein Berufssoldat wäre nichts für sie. Aber durch ein Inserat in der „Jungen Welt" fand ich ein Mädchen, das sich nicht an meinem Beruf „stößt".
Unteroffizier Randolf Vesper

Standpunkt

Dieses Problem scheint mir eine Frage der Einstellung insgesamt zur Armee zu sein.
Uta Heinrich, Spreenhagen

Der wichtigste Beruf?

Soldat unserer NVA zu sein ist ein wichtiger Beruf, vielleicht sogar der wichtigste in der DDR. Ich bin Lehrling im 2. Lehrjahr und werde im Juli 1980 meine Berufsausbildung als Facharbeiter für Eisenbahntransporttechnik beenden. Angst vor der Zukunft habe ich nicht, denn ich weiß, daß unsere Soldaten die Grenzen unserer Heimat zuverlässig schützen.
Marion Schuster, Bennstedt

Alle Achtung

Es gehört schon einiges dazu, in diesem Beruf zu bestehen.
Elisabeth Müller, Erfurt

Verständnis

Mein Mann ist seit 1976 auch Berufsunteroffizier. Seit drei Jahren leben wir nun getrennt und sehen uns nur sehr selten. Seit anderthalb Jahren sind wir verheiratet, und leider haben wir immer noch keine Wohnung in Aussicht. Ich kann daher die Reaktionen dieser Mädchen sehr gut verstehen, wenn der Freund sagt, ich gehe für zehn Jahre zur Armee.
Elvira Schmitz, Deutzen

Glücklich verheiratet

Ich bin seit 1975 als Berufsunteroffizier bei der Volksmarine und mir macht meine Arbeit Spaß. Deine Sorgen hatte ich auch, trotzdem habe ich meinen Wunsch durchgesetzt und bin zur Armee gegangen. Und seit fast vier Jahren bin ich nun doch recht glücklich verheiratet.
Meister Bernd Kuck

Nur Egoisten

Die Mädchen, die solch einen jungen bewußten Mann abweisen, wissen nicht um die Notwendigkeit der Armee. Sie sind es nicht wert, daß Du ihnen nachtrauerst. Sie sind nur Egoisten.
Barbara Eberhardt, Wolfen

Parteilich

Deinen Standpunkt, Dein parteiliches Verhalten finde ich sehr gut. Bleibe dabei!
Heike Scholze, Halle

Die Richtige in der AR?

Ich nehme an, daß die jungen Mädchen und Frauen, die jeden Monat in der AR Soldatenpost wünschen, zu denen gehören, die wissen, was es heißt Soldat zu sein. Vielleicht ist hier die Richtige dabei?
Ruth Hanisch, Halle

Ganz gut möglich

Wenn man nur ein bißchen Verständnis für den militärischen Beruf hat, dann kann man auch mit einem Berufssoldaten leben. Ich bin auch mit einem Offiziersschüler verlobt. Demnächst wollen wir heiraten. Ich kenne viele Mädchen, die so denken wie ich.
Julia Naekler, Dallgow

Flinte im Korn

Wie ich aus den Zeilen sehen kann, wirft der Genosse Unteroffizier die Flinte recht schnell ins Korn. Ich kann aus eigener Erfahrung schreiben, daß dieser Beruf sehr anstrengend und aufopferungsvoll ist und die Familie häufig einen Pflock zurückstecken muß. Aber das richtige Mädchen war es wohl noch nicht.
B.-S. Kirchner, Leipzig

Ich wäre stolz

Ich wäre jedenfalls auf meinen Mann stolz, wenn ich genau wüßte, wofür er sich entschieden hat und wofür er kämpft.
Ursula Möbius, Babelsberg

Seit 30 Jahren

Mein Vater trägt seit 30 Jahren die Uniform der Deutschen Volkspolizei und meine Eltern führen bis heute eine gute Ehe.
Sigrid Maaß, Mühlhausen

Liebe

Ich bin mit einem Berufsoffizier verlobt und liebe ihn trotz seines Berufes. Keines der Mädchen hat Gerald bis jetzt geliebt, so richtig jedenfalls nicht.
Cornelia Verch, Zwickau

Seemannsbraut

Das ist ja ein totaler Quatsch, daß man mit einem Berufssoldaten nicht leben könne. Beruf ist Beruf. Bei einem Soldaten spielt die Trennung zwar eine große Rolle, aber wenn man sich wirklich liebt, hält man auch das aus. Ich nehme an, daß die Trennung entscheidend dafür ist, daß die Mädchen immer weglaufen. Eine Trennung darf kein Hindernis für eine Liebe sein. Was soll denn z. B. eine Seemannsfrau sagen, so wie ich? Da ist der Mann monatelang unterwegs. Zu einer Liebe gehören gute und schlechte Zeiten.
Ina Strobel, Berlin

Diese Frage stellte uns und Ihnen Unteroffizier Gerald Suchfort im „Postsack" der AR 10/79. Seit 1978 dient er als Berufsunteroffizier bei den Grenztruppen der DDR. Obwohl ihm seine Arbeit Spaß mache, überlege er dennoch, ob er nicht einen Fehler gemacht habe, denn jedes neue Mädchen meinte, mit einem Berufssoldaten könne man nicht leben. Aus den sehr zahlreichen Leserzuschriften konnten wir leider nur einige auswählen. Die Diskussion geht aber weiter im nächsten Heft.

Noch mehr Achtung

Vor unserer Bekanntschaft war mein Mann auch Berufssoldat, Hauptfeldwebel. Als wir heirateten, ist er vom Dienst zurückgetreten. Heute wünsche ich manchmal, er wäre dabei geblieben. Ich denke, daß ich dann noch mehr Achtung vor ihm hätte. Jetzt ist er Kraftfahrer beim GHG. Manchmal ist er ganz schön mit den Nerven fertig. Ob das als Soldat auch so ist?
Kerstin L., Dresden

Bedeutung erklären

Gerald sollte vielleicht versuchen, dem Mädchen die Bedeutung seines Berufes zu erklären und sie, soweit es die militärischen Bestimmungen erlauben, an seinen Problemen teilhaben zu lassen.
Gudrun Scheel, Malchow

Sie wollen nicht

Die Mädchen, die Du bisher kennenlerntest, hatten keinen festen Charakter in meinen Augen. Sie spielten Dir etwas vor. Bei diesen Mädchen konnte wohl nicht die Rede von Nichtzusammenlebenkönnen sein, sondern eher von nicht wollen. Es ist doch jedem jungen Mann hoch anzurechnen, wenn er diese Laufbahn einschlägt.
Helga Pasold, Oberndorf

Gedanken austauschen

Die Sicherung unserer Staatsgrenze ist schließlich Ausgangspunkt für unseren friedlichen Aufbau in den letzten 30 Jahren. Das dürfen wir nie vergessen. Und deshalb verdienen diese Genossen unsere Hochachtung. Ich würde gern einen Gedankenaustausch mit Unteroffizier Suchfort führen.
Uta Horn, 1197 Berlin,
Lindhorstweg 53

Keine Luftsprünge

Vor einem halben Jahr lag ich selbst noch als junge Braut in den Armen eines Matrosen. Natürlich macht man als Frau nicht gerade Luftsprünge, wenn man erfährt, der Partner ist bei der Armee oder kommt bald hin und will vielleicht sogar länger als nur drei Jahre dienen. Da kann man schon ein bißchen Angst bekommen vor dem Alleinsein und man überlegt, ob man es durchhält. Doch man kann sich darauf einstellen. Wenn ich schon von Anfang an sage, das halte ich nicht durch, dann halte ich es auch nicht durch. Wenn der Beruf zum Liebeshindernis wird, dann ist es keine Liebe und nicht wert, darum zu trauern.
Regina Hemprich, Eisenach

Anerkennenswert

Es war kein Fehler von Gerald, diesen Beruf zu ergreifen. Im Gegenteil, ich finde das anerkennenswert, denn es ist schließlich nicht ein Beruf wie jeder andere. Er stellt sehr hohe Anforderungen an den Menschen. Natürlich ist da auch entsprechendes Verständnis seitens des Mädchens erforderlich.
Birgit Milke, Brandenburg

Immer noch zwei Systeme

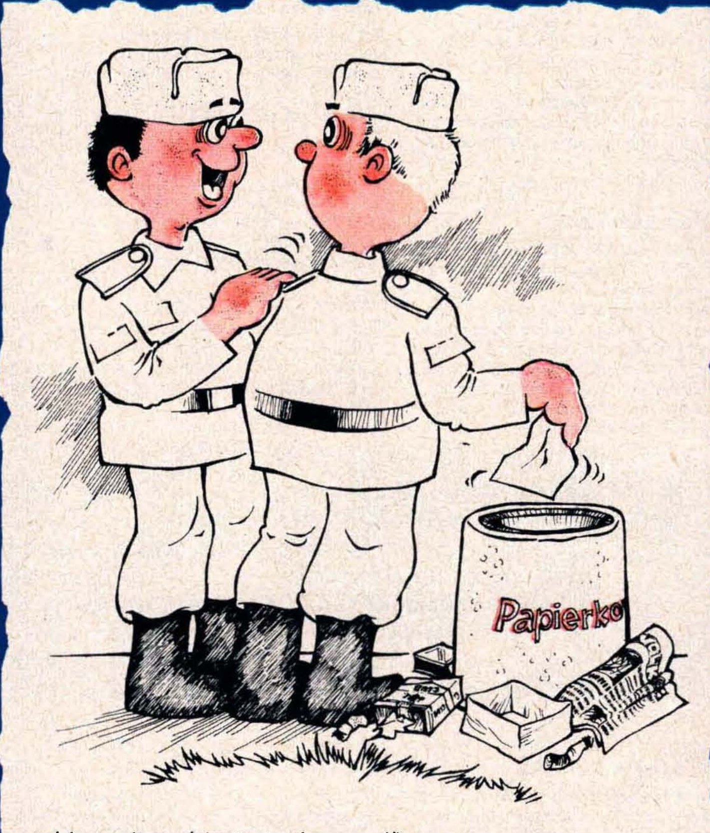
Mädchen, die diese Meinung vertreten, sollten einmal über ihre Worte ernsthaft nachdenken. Mir scheint, daß sie kein politisches Bewußtsein haben. Sonst würden sie begreifen, daß es auf der Welt immer noch zwei entgegengesetzte Systeme gibt. Wir können stolz auf solche Menschen sein, die es als ihre Pflicht ansehen, die Armeezeit gleichzeitig als Beruf zu wählen.
Petra Herrath, Berlin

Leider

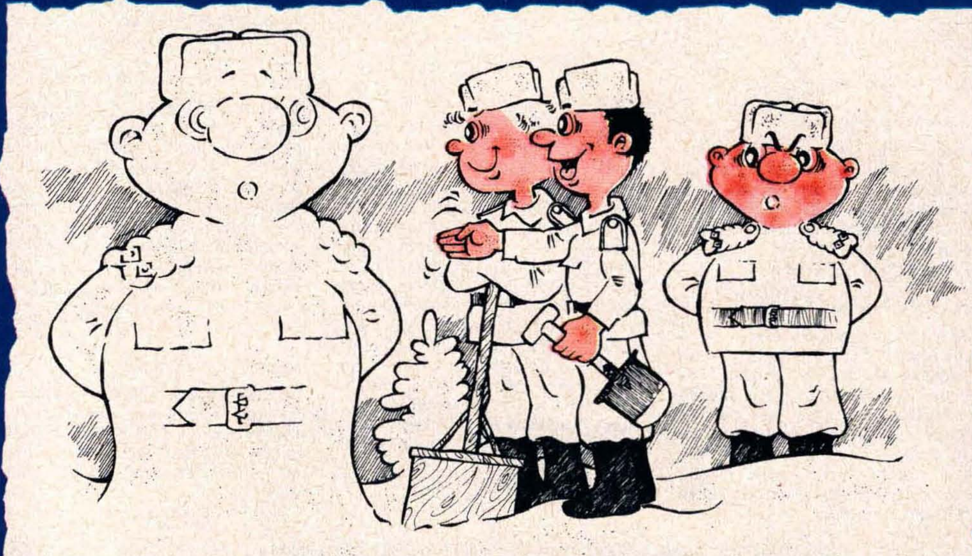
. . . kenne ich auch junge Mädchen, die etwas gegen längerdienende Armisten haben. Wenn mein Freund solche Berufswünsche hätte, also ich würde ihm nichts in den Weg legen.
Romy Mindt, Auerbach



beobachtet & gezeichnet von Helmut Lorenz



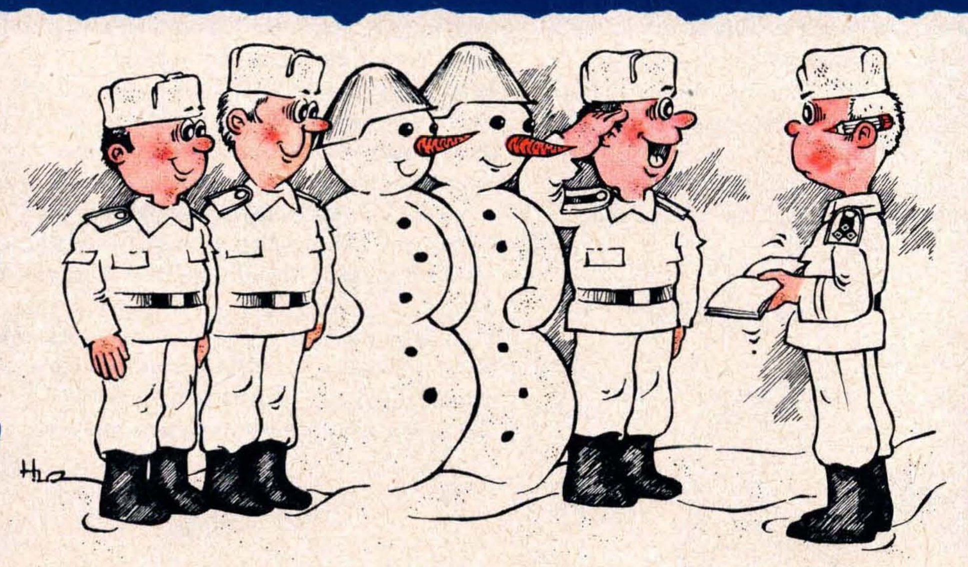
»Kanns'te ruhig liegen lassen, für morgen ist sowieso Schneefall angesagt ... !«



»Ob das Winterwetter bis zum Fest der „Jungen Talente" anhält, Egon ... ?«


»Was soll das heißen,
Sie fürchten sich allein... !?«

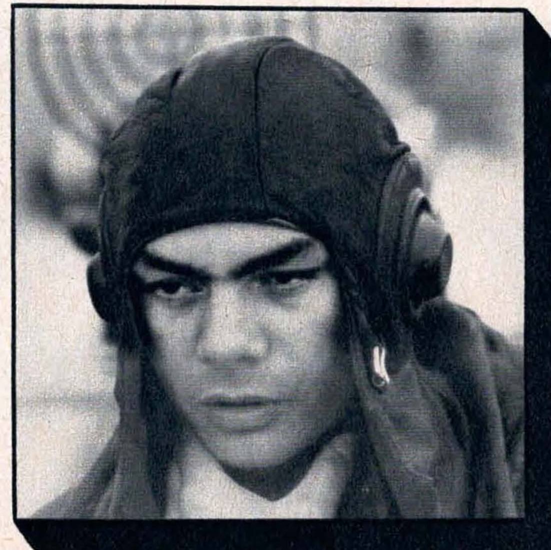

»Munition sparen, Genosse Major...!«


»...zwei Genossen in die Gruppe kommandiert,
bitte um die Erhöhung des Verpflegungssatzes... !«

Wieviel sind 8 Milliarden Mark?

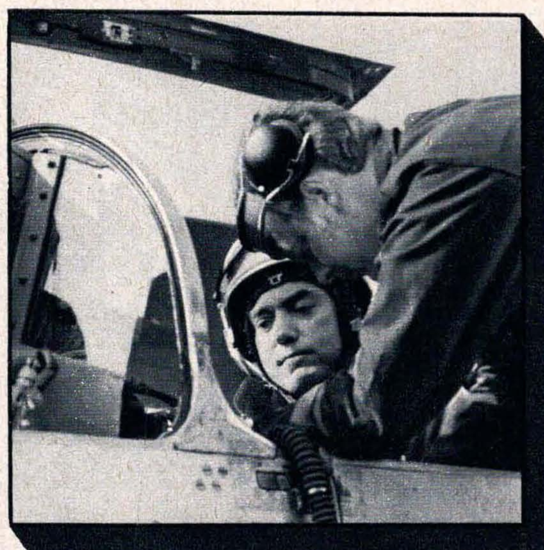
Eine hübsche Summe, solche acht Milliarden Mark! Genau genommen sind es sogar 8,261 Milliarden. Man kann sich so viel Geld auf einem Haufen gar nicht recht vorstellen. Für einen einzelnen wäre das sehr viel. Vielleicht auch zu viel. Da könnte einer eventuell wirklich auf dumme Gedanken kommen. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß zu viel Geld einen Charakter verdirbt.
Von dem, was unser Staat im Jahre 1978 ausgegeben hat, machten diese 8,261 Milliarden allerdings gerade 6,25 Prozent aus. Mehr als das Dreifache ließen wir uns die Sozialversicherung kosten. Die genauen Beträge unserer Ausgaben waren am 29. Juni des vergangenen Jahres in den Tageszeitungen zu lesen. Und die 8,261 Milliarden standen dort unter: Ausgaben für die nationale Verteidigung.
Für dieselbe Zeit sah der sogenannte Einzelplan 14 im Staatshaushalt der BRD allein an Ausgaben direkt für die Bundeswehr 34,28 Milliarden DM vor. Das waren an die 19 Prozent des Gesamthaushaltes. Ganz schöne Unterschiede! Dabei sagen diese Zahlen allein noch nicht alles. Hinzu kommt ja, die BRD ist ein Staat, der sich – auch nach dem Grundlagenvertrag und nach der Schlußakte von Helsinki – als „gebietlich unvollständig" betrachtet, wie vom Karlsruher Verfassungsgericht festgelegt wurde. Sie gehört einem militärischen Paktsystem an, das – so wurde auf dem NATO-Kolloquium Anfang September 1979 in Brüssel erklärt – nicht ausgerüstet ist, „ein Instrument der Entspannung zu sein". Und in der „Europäischen Wehrkunde", einem militärpolitischen Führungsorgan der BRD, hieß es vor gut einem Jahr, es werde „der Gebrauch militärischer Gewalt wieder ernsthaft diskutiert, und zwar nicht nur als politisches Druckmittel, sondern auch als militärisch angewandtes Instrument". Inzwischen wurden die Ausgaben für die Bundeswehr auf rund 40 Milliarden DM erhöht.
Wieviel ist dagegen nun eine Summe, wie die 8,261 Milliarden Mark für unsere nationale Verteidigung im Staatshaushalt von 1978? Als zu viel kann sie doch eigentlich nur mit

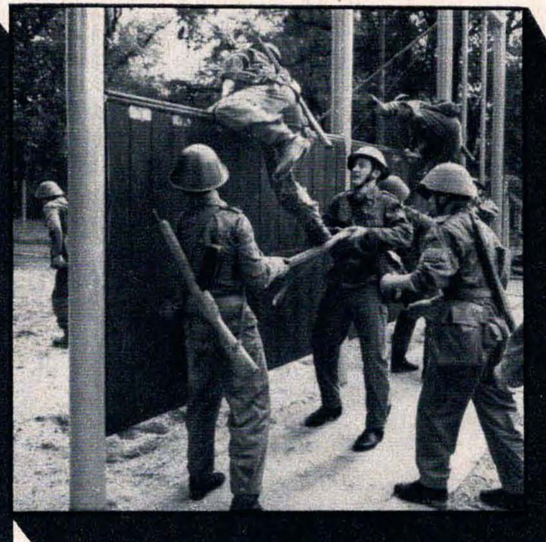
den Augen der Bundeswehrführung angesehen werden. Doch die hätte es ja sowieso am liebsten, wenn wir mit bloßen Händen dastünden.
Andererseits, zu wenig können weder die acht Milliarden für 1978 noch die Verteidigungsausgaben anderer Jahre gewesen sein. Das beweist die Tatsache, daß die Bundeswehr eben nicht „militärisch angewandtes Instrument" werden konnte – obwohl der BRD-Imperialismus seinem Wesen nach wie eh und je aggressiv ist, obwohl er die Kriegsbereitschaft seiner Streitkräfte ständig erhöht, obwohl er Jahr für Jahr neue Rekorde an Rüstungsausgaben aufstellt. Der militärische Schutz unseres Staates hat also funktioniert. Das war durchaus auch von Bedeutung für den Frieden in Europa. Und so etwas ist doch wohl nicht gerade das Schlechteste, was man aus so einer Summe machen kann.
Kaum 600 Personen kontrollieren in der BRD 80 Prozent des Großkapitals aller Aktiengesellschaften, an die 5000 ihrer Firmen gehören zu den Rüstungslieferanten. Diese 0,001 Prozent der BRD-Bevölkerung sind es eigentlich, die durch die Rüstungsprofite schon jetzt das meiste von den Milliarden haben, die in die Bundeswehr gesteckt werden. Aber sie hoffen auf noch mehr.
Die Zahl derer, die von unseren Verteidigungsausgaben echten Nutzen haben, ist dagegen schon ein bißchen größer. Nämlich 100 Prozent der Bürger der DDR und sogar noch ein paar mehr. Ein Nutzen, der nicht nur nach Milliarden Mark geht.
Das kommt natürlich nicht von ungefähr. Sondern von der Politik, die die SED betreibt. Ebenso von unseren guten Beziehungen – zu den Waffenbrüdern, vor allem den sowjetischen.
Es gibt schon eine Menge Leute, die – nicht ohne Eigennutz – daran gedreht haben. Und noch drehen. Man kann wohl ruhig mal darüber reden. Und zwar nicht bloß deshalb, weil der 1. März bevorsteht.
Da hatte zum Beispiel die Panzerabwehrlenkraketen-Batterie des Truppenteils „Anton Saefkow" eine taktische Übung mit Gefechtsschießen. Der Unteroffizier Barth und der





erfahrene Gefreite Vescovi trafen dabei ihr Ziel mit der ersten Rakete. Aber ebenso auch so einer wie der Soldat Emmler, der zum ersten Mal schoß. Das zusätzliche Training, das Unteroffizier Frank Jüttner, Mitglied der FDJ-Leitung, und der erste Feuerzugführer, Hauptmann Olaf Blobel, gemeinsam leiteten, hatte sich ausgezahlt. Finanziell – auch Raketen kosten ja ihr Geld. Und kampfkraftmäßig – weil eben ein gegnerischer Panzer um so weniger Schaden anrichten kann, desto eher er vernichtet wird.
Oder – da sprang bei einem Brückenschlag der Gefreite Ernst Haisch, KraZ-Fahrer, auf das Deck eines der Pontons, obwohl er dort gar nicht hingehörte. Aber er wußte, Pontonier 1 und 2 seiner Besatzung waren noch unerfahren. Und er fühlte sich nicht wohl bei dem Gedanken, die beiden ihrem Schicksal zu überlassen. Das war nicht seine Art. So packte er eben mit an. Dem Parteimitglied Haisch machten's andere nach. So war die Brücke wieder mal fertig, bevor die Normzeit abgelaufen war. Und Zeit ist nicht nur Geld, schon gar nicht bei der Armee.
Wenn da also unsere Verteidigungsausgaben so nutzbringend waren, dann haben vor allem immer wieder die Kommunisten daran gedreht. Sie halten übrigens viel von ihrer Erfahrung, daß das eigene Beispiel immer noch eines ihrer besten Argumente ist. Sich danach zu richten, fällt freilich auch ihnen manchmal ein bißchen schwer. „Doch ich bin ja nicht in die Partei eingetreten, um es leicht zu haben", meint zum Beispiel Maat Thomas Nord. Und auch er bringt seine Argumente an den Mann. Diese und jene. Weil er obendrein auch noch zuhören kann, konnte er schließlich berichten: „So gelang es zum Beispiel, Vorschläge der Matrosen in gut organisierte Maßnahmen zur Verbesserung des Wartungs- und Pflegezustandes der Geschütze umzusetzen."
Und der Stabsfeldwebel Thies erzählte aus seiner Nachrichteneinheit auch so etwas: „In Vorbereitung des Wettkampfes der Militärkraftfahrer machten uns die sowjetischen Genossen den Vorschlag, als Disziplin aufzunehmen, wie weit ein Militärkraftfahrer sein







Fahrzeug mit einem Liter Kraftstoff vorwärtsbewegt. Wir gaben dabei keine gute Figur ab und erkannten, was noch alles getan werden muß, allen Militärkraftfahrern eine rationelle und optimale Fahrweise anzuerziehen." Und das dürfte sich ja mittlerweile auch schon ausgezahlt haben.
Daß Beträge wie unsere acht Milliarden eine solche Wirkung haben können, hängt auch von Leuten wie dem Stabsfeldwebel Wolfgang Mahnke ab. Als Techniker in einem Fliegertruppenteil übergab er den Flugzeugführern über sechs Jahre lang stets eine Maschine, die nicht nur schlechthin einsatzbereit war, sondern die in allen Parametern, die er beeinflussen konnte, mit der Bestnote bewertet wurde.
Und nicht zuletzt wird die Effektivität der Verteidigungsausgaben unseres Staates auch von den annähernd tausend Armeeangehörigen und Zivilbeschäftigten mit bestimmt, die beispielsweise im Verband Zabelt in 454 Neuererkollektiven wirken. Allein der ökonomische Nutzen, den sie im letzten Jahr erreichten, beläuft sich auf über 96 000 Mark. Nicht so konkret meßbar ist der militärische. Übrigens sind zwölf der Neuerervorschläge das Ergebnis gemeinsamen Knobelns mit sowjetischen Waffenbrüdern.
Es gibt also wirklich eine ganze Menge Leute, die daran drehen, daß aus unseren Verteidigungsausgaben so viel wie möglich wird. Mit Argumenten, solchen und solchen, mit Treffern und unterbotenen Normen, ja, mit jedem Bestenabzeichen, das im sozialistischen Wettbewerb erkämpft wird, mit jeder Schützenschnur, mit jedem Klassifizierungsabzeichen...
Nur, wie die Dinge liegen, wachsen die Anforderungen an die militärische Sicherheit unserer Errungenschaften. Irgendeine Überlegenheit des NATO-Blocks zuzulassen, wäre gefährlich. Deshalb wurde in der Vergangenheit schon alles getan, damit wir der Bundeswehr gegenüber nicht in die Hinterhand gerieten. Und deshalb kommen wir künftig erst recht nicht darum herum, das Notwendige für unseren Schutz zu tun. Mit exakt berechneten Beträgen – und natürlich mit Genossen, die das Beste daraus machen.

Hauptmann K.-H. Melzer
Fotos: M. Uhlenhut



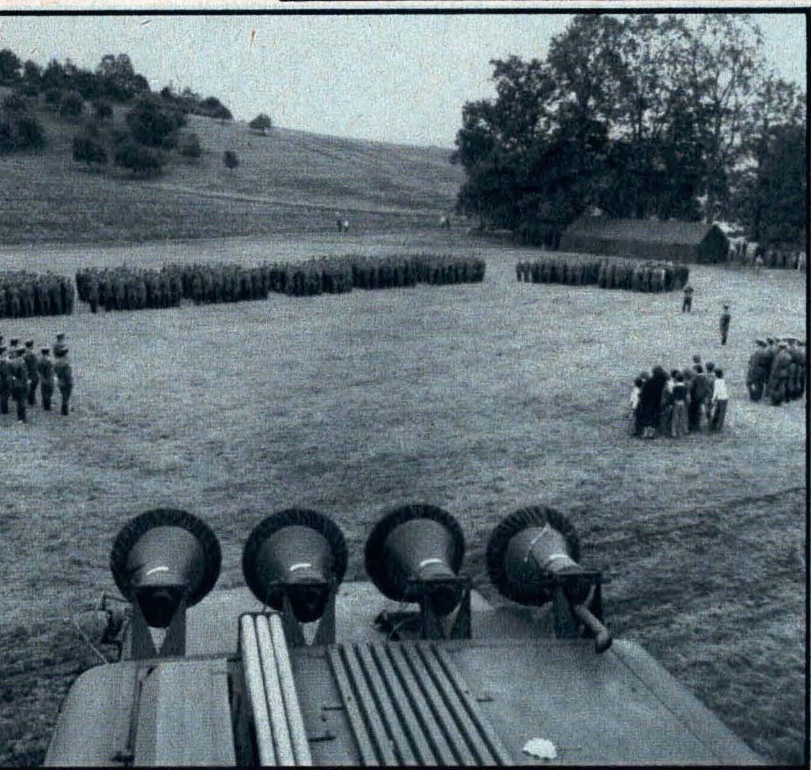





Fest im Grünen

Nun haben sie gut lachen. Schweres ist getan. Schon verblaßt die Erinnerung an die Schinderei mit Spitzhacke und Spaten. Die Technik konnte nicht immer eingesetzt werden. Harter Fels und das Geländerelief setzten ihr Grenzen. Der 79er Winter überfiel zudem die Zeltstadt, erdrückte manches Stoffgebäude. Immer wieder mußten sich die Grenz-





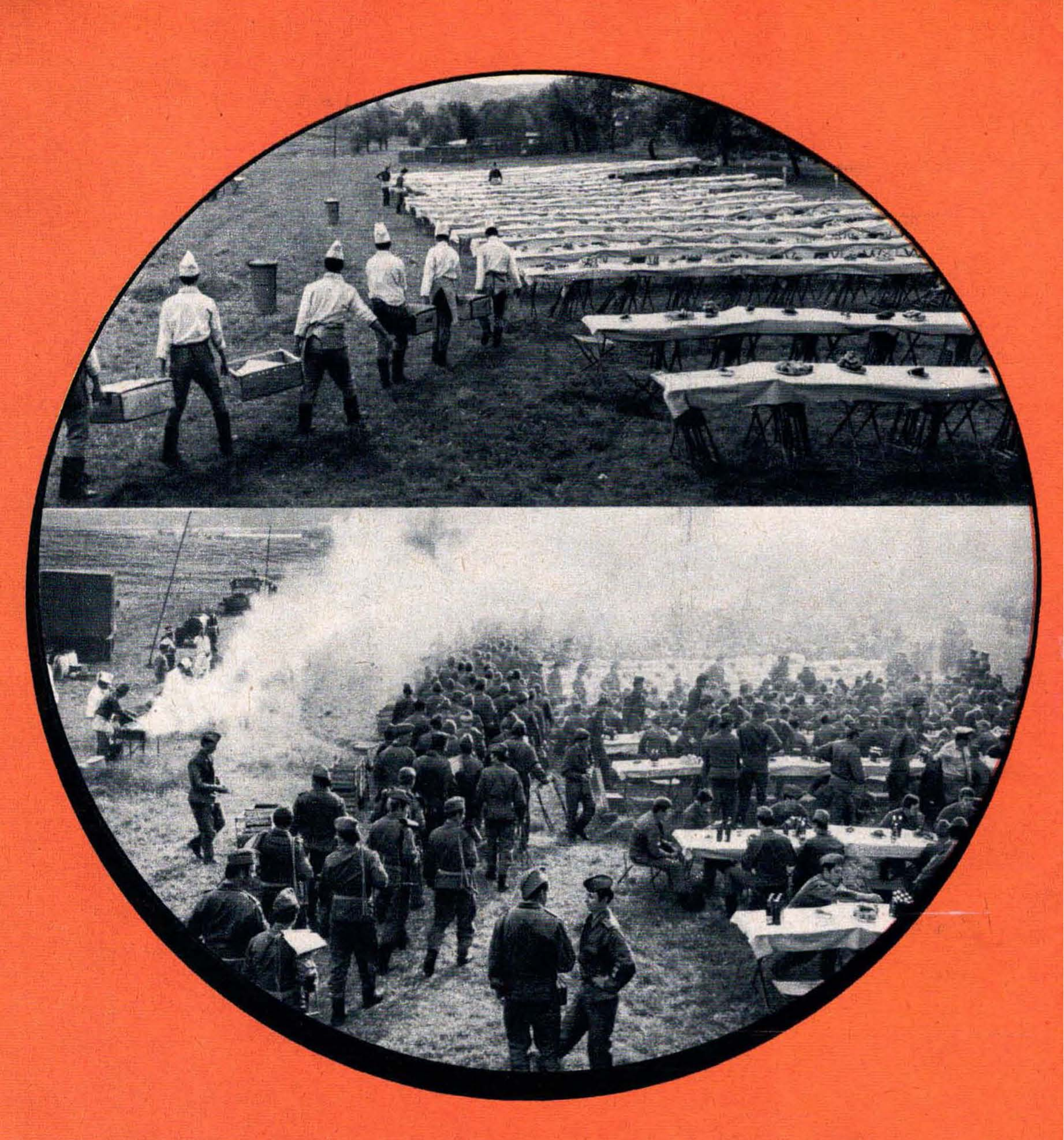





soldaten aus den Schneemassen graben. Zeit zerrann wie Schmelzwasser. Drei Wochen waren sie seinerzeit im Verzug. Doch nun ist alles vorbei, geschafft. Jetzt stehen sie hier. Ein

Fest im Grünen

festlicher Appell für Männer, die bewiesen haben, wie man zupackt. Manch einem fällt es schwer, die schwielige Hand zur leichten Faust zu ballen, wie es Vorschrift ist nach dem Kommando „Stillgestanden!".
Der Erste Bezirkssekretär der Partei ist gekommen, um den Genossen ein herzliches Dankeschön zu sagen. Nicht nur der dreiwöchige Rückstand wurde aufgeholt. Sie erfüllten den Plan vorfristig. Der Kommandeur des Verbandes hatte deshalb für diesen Tag eine lange Liste mit Sach- und Geldprämien unterschrieben.
Der Appell ist beendet. Das Wetter ist phantastisch, gerade recht, um sich an den Darbietungen auf der Freilichtbühne zu vergnügen. Die Grenzsoldaten



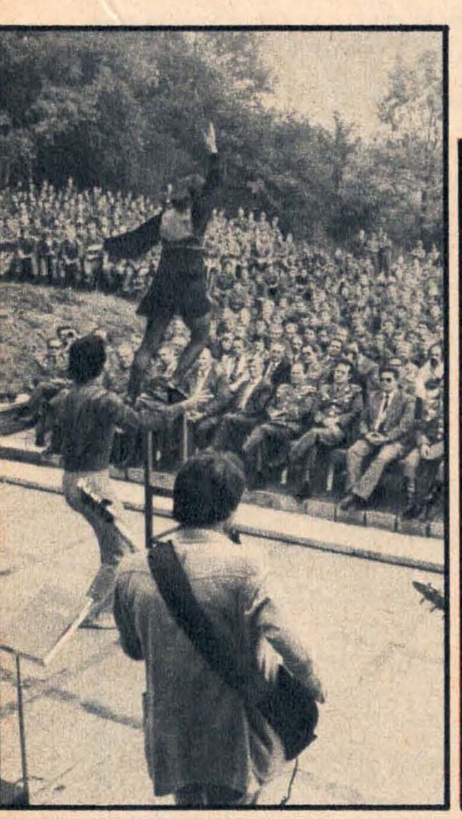
fühlen sich rundherum wohl. Das ist auf ihren Gesichtern zu lesen. Es ist vor allem das Bewußtsein, etwas Gutes geleistet zu haben. Deshalb gehen sie auch über das Mittelmaß

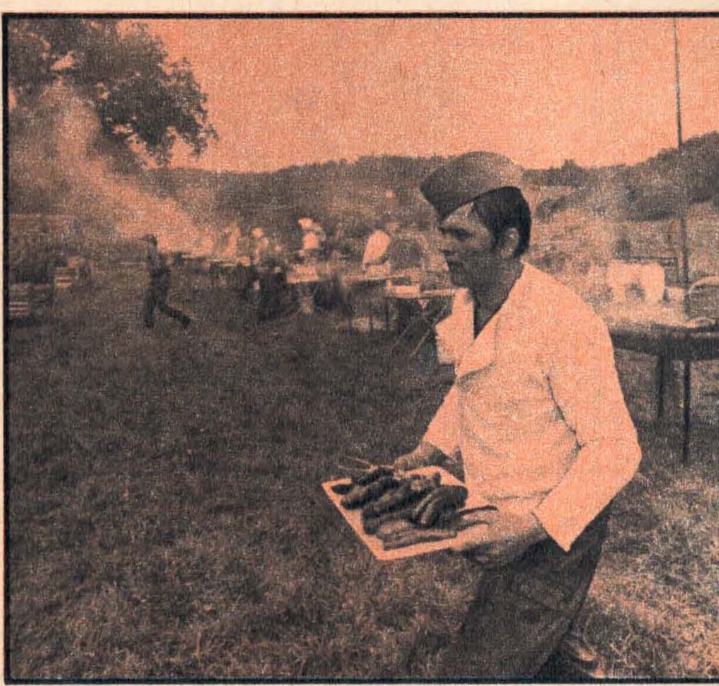
Fest im Grünen

einiger Programmteile, durch die Konzert- und Gastspieldirektion vermittelt, hinweg.
Dritter Teil des Festes im Grünen. 200 Meter weiter sind schon viele Stunden Weißbemützte und Weißbekittelte am Werk.
2000 Schaschlyks mußten gespießt werden. Nun liegen sie auf den Grills, exakt in Reih und Glied, neben Bratwürsten und Rostbrätl.
Wernesgrüner Bier ist Krönung für die Gaumenfreuden, ausnahmsweise mal gestattet.
Stolz sind die Grenzer auf ihre Arbeit. Man hört diese Saite in den Gesprächen klingen. Bald schon werden ihre Zelte woanders stehen. Erneut wird ihr Können verlangt, müssen sie sich bewähren . . .

W. M.

Fotos: Manfred Uhlenhut







Interessante Arbeit mit Perspektive

beim VEB Generalauftragnehmer Spezialbau Schwedt

Wir realisieren als Generalauftragnehmer
- Bauwerke und bauliche Anlagen der Industrie
- Gesellschaftsbauten
- Sonderbauten

Wir bieten

vielseitige Einsatzmöglichkeiten für
- Meister des Bauwesens
- Hoch- und Fachschulkader des Bauwesens
- Facharbeiter aller Berufe des Bauwesens wie
  - Betonbauer
  - Maurer
  - Stahlbauschlosser
  - Montagefacharbeiter
  - Baumaschinisten
  - Baufacharbeiter
  - Zimmerer
  - Schweißer
  - Baumaschinenschlosser
  - Facharbeiter für Transport und Lagerwirtschaft (nur männlich)
  - Berufe der bautechnischen Ausbaugewerke wie Maler, Klempner, Installateure, Dachdecker usw.

Wir garantieren
- vorteilhafte Bedingungen der Entlohnung nach dem RKV für die zentralgeleiteten Kombinate des Industriebaues
- leistungsabhängige Planerfüllungsprämie
- eine zusätzliche Belohnung ab 2jähriger Zugehörigkeit zu unserem Betrieb
- Jahresendprämie nach den gesetzlichen Bestimmungen
- Wettbewerbsprämie
- Trennungsgeld nach gesetzlicher Grundlage
- günstige Bedingungen der Alters- und Invalidenrentenberechnung

Wir sichern
- Wohnraumbereitstellung etwa ein Jahr nach Antragstellung
- günstige Arbeits- und Lebensbedingungen bei hohen gesellschaftlichen und fachlichen Anforderungen

Interessenten richten ihre Bewerbung an:

VEB Generalauftragnehmer Spezialbau Schwedt
Betrieb Schwedt
Abteilung Kader
133 Schwedt (Oder)
Passower Chaussee
Postfach 161

oder

Betrieb Bernau
Abteilung Kader
128 Bernau
Schwanebecker Chaussee
Postfach 20

Reg.-Nr. 31/III/79
DEWAG Berlin, Anzeigenzentrale



Spezialbau Schwedt

Sowjetische Militärenzyklopädie

Auswahl
Aus dem Russischen · Broschur

Heft 4 Flugtriebwerk – Hypersonikflugzeug
128 Seiten mit Abbildungen, 4,20 M
Bestell-Nr. 746 003 9

Heft 5 Innendienst – Luftstrahltriebwerke
128 Seiten mit Abbildungen, 4,60 M
Bestell-Nr. 746 004 7

Heft 6 Luftstreitkräfte – Seekriegsflotte
148 Seiten mit Abbildungen, 5,20 M
Bestell-Nr. 746 041 8

Heft 7 Seekriegskunst – Zweite Staffel
152 Seiten mit Abbildungen, 5,30 M
Bestell-Nr. 746 042 6

Heft 8 Abdrift, Drift – Dynamit
116 Seiten mit Abbildungen, 4,20 M
Bestell-Nr. 746 046 9

Heft 9 Ebene der rückwärtigen Dienste – Geschwader
112 Seiten mit Abbildungen, 4,00 M
Bestell-Nr. 746 049 3

Heft 10 Gesetze der Kriegszeit – Kokarde
Etwa 136 Seiten mit Abbildungen, 4,60 M
Bestell-Nr. 746 151 7

Sie erhalten die Hefte in jeder Buchhandlung und über den NVA Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140.



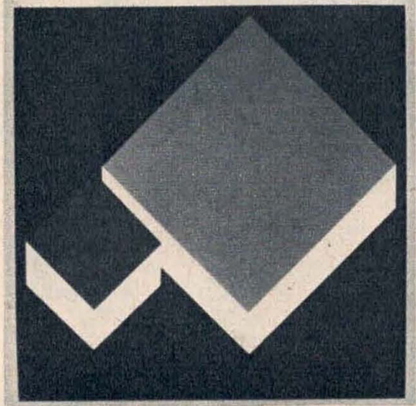
Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik (VEB) – Berlin

KRIEG UND FRIEDEN IN UNSERER ZEIT

Serie Politik und Landesverteidigung



Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik



2. Auflage
212 Seiten, Broschur, 4,60 M,
Bestell-Nr. 745 846 5



Noch freie Studienplätze

für das Studienjahr 1980/81 werden noch Bewerbungen für das Direkt- und Fernstudium an der

Ingenieurschule für Automatisierung und Werkstofftechnik
1422 Hennigsdorf b. Berlin,
Veltener Straße 5

in den Fachrichtungen

- **Technologie der Metallgewinnung**
- **Werkstofftechnik/Materialprüfung**
- **Automatisierung der Verfahrenstechnik**

entgegengenommen.

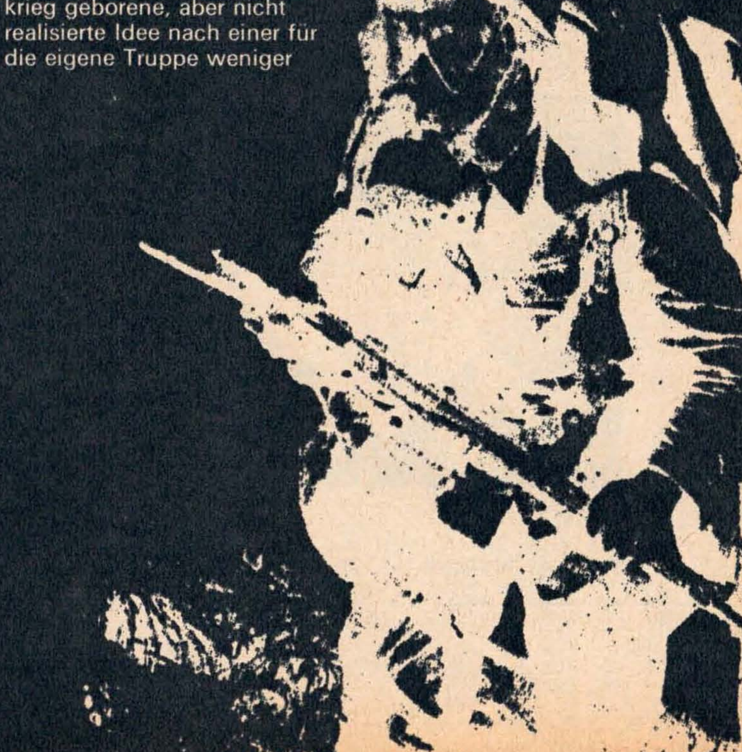
Voraussetzungen:
- Abschluß der 10. Klasse
- abgeschlossene Berufsausbildung in einem der Fachrichtung entsprechenden Beruf
- Abiturienten mit und ohne Berufsausbildung

Angehörige der NVA, die im Herbst ihren Ehrendienst beenden, beginnen das Studium im November.

Bitte fordern Sie Informationsmaterial von der Ingenieurschule an.

BINÄR-

2. Dezember 1943. Im Hafen der italienischen Stadt Bari am Adriatischen Meer explodiert bei einem deutschen Luftangriff ein amerikanisches Munitionsschiff. Auf ihm befinden sich unter anderem 100 Tonnen mit dem hautschädigenden Kampfstoff Yperit gefüllte Bomben. Ein Teil des chemischen Kampfstoffes verbrennt nicht und vermischt sich mit dem ausfließenden Öl. So breitet sich der Kampfstoff auf der Wasseroberfläche des Hafens aus, in dem über 600 Menschen schwimmen. Manche werden erst nach mehr als einer Stunde aus dem Wasser geborgen. Alle sind sie vergiftet, ein großer Teil von ihnen stirbt.
Das Ereignis führte damals und später in den USA zu Vorschlägen, eine chemische Munition zu konstruieren, die während der Lagerung und des Transportes für die eigene Truppe weniger gefährlich ist. Erst während des Einsatzes sollten derartige Granaten und Bomben einen tödlich wirkenden Kampfstoff herstellen. Dieses System bezeichneten die Nordamerikaner ab den sechziger Jahren als Binär-Waffen.
Etwa 20 000 Tonnen nervenschädigender Kampfstoffe vom Typ Sarin und VX, in Munition abgefüllt, halten die USA heute als strategische Reserve bereit. Bezieht man diese Menge nur auf Artilleriegranaten, so würden das mindestens sieben Millionen Granaten des Kalibers 155 mm sein. Damit ließe sich eine Fläche von etwa 23 000 km² vergiften, das entspricht der Fläche der Bezirke Dresden, Leipzig und Halle. Dreiviertel dieser Munition lagern die USA außerhalb ihres eigenen Landes, zum größten Teil in der BRD, zum Beispiel bei Mannheim und Hanau. Das ist eine nicht zu übersehende Gefahr. Immerhin kann schon eine Konzentration von etwa 70 bis 100 mg Sarin in einem Kubikmeter Luft bei Menschen nach zehn bis zwanzig Minuten tödlich wirken.
Ende der sechziger Jahre wurde die im zweiten Weltkrieg geborene, aber nicht realisierte Idee nach einer für die eigene Truppe weniger gefährlichen chemischen Munition wieder aufgegriffen. In einem umfangreichen Forschungsprogramm fixierte sie das USA-Kriegsministerium neu. Als am 14. und 15. Februar 1968 die Beauftragten amerikanischer Rüstungs- und Chemiekonzerne sowie die Vertreter von Universitäten und Forschungsinstituten zu einer Geheimkonferenz nach Pasadena kamen, lagen erste verwertbare Ergebnisse für ein neues chemisches Waffensystem vor. Zu der Konferenz hatte die Munitionsabteilung beim Hauptquartier der USA-

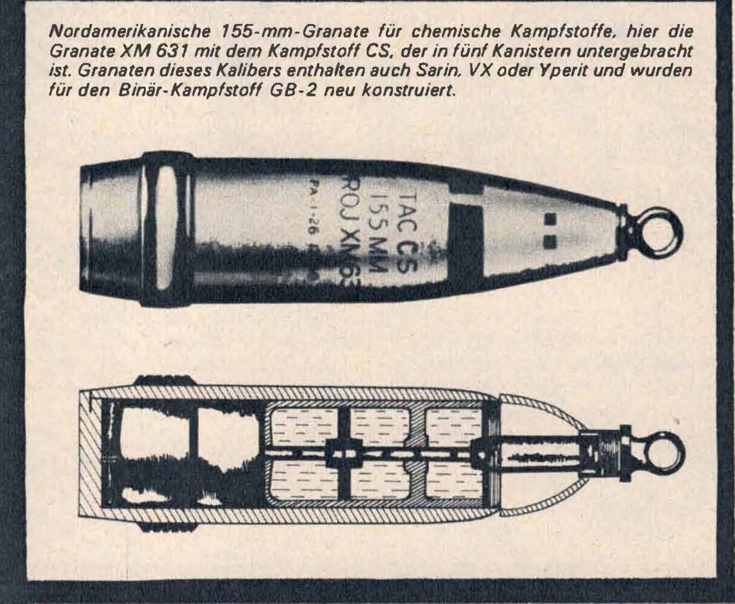


WAFFEN

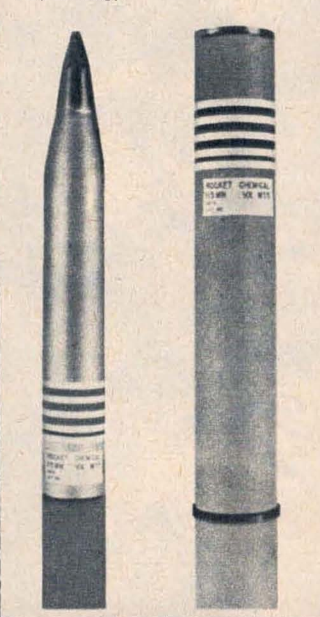
Armee und die Industrievereinigung für Nationale Sicherheit eingeladen. Zugelassen waren nur Personen mit höchster „Security Clearance", also solche, die von der militärischen Abwehr diese Zulässigkeitsbestätigung erhielten. Bei der Zusammenkunft wurde unter anderem das „Binär-Programm" der USA-Streitkräfte erläutert.
Danach sollten die Kampfstoffe Sarin und VX oder ebenso giftige und ähnlich wirkende Verbindungen in der chemischen Munition erst nach dem Verschuß oder dem Abwurf zustande kommen. Also im Prinzip eine Mini-Kampfstoffproduktionsanlage im Anwendungsmittel selbst. In wenigen Sekunden sollte aus zwei weniger oder ungiftigen Substanzen ein tödlich wirkender Kampfstoff synthetisiert werden, ein „Binär-Kampfstoff".
Schon 1961, bereits vor der Koordinierung aller Arbeiten zu den Binär-Waffen, hatte die USA-Marine mit der Entwicklung einer Binär-Bombe begonnen. Im Oktober 1965 meldete dazu ein Mitarbeiter der NAVAL ORDNANCE TEST STATION CHINA LAKE (USA-Staat Californien) zwei Patente an. Dieses Forschungsinstitut der amerikanischen Marine entwickelte dann in Zusammenarbeit mit der AEROJET-GENERAL CORPORATION eine Binär-Bombe, die den Code „BIGEYE" (Großes Auge) erhielt. Sie hat eine Masse von 300 kg und enthält in einem Container eine flüssige Chemikalie mit dem Code „QL". Die zweite Chemikalie ist eine Schwefellösung. Nach der Zerstörung der Container werden beide Substanzen durch eine elektrische Rühreinrichtung oder durch komprimiertes Helium sehr schnell vermischt. Nach der Reaktion entsteht der Kampfstoff „VX-2". Die in der Bombe entstandene Kampfstoffmenge reicht zur Vergiftung einer Fläche von etwa 2 km² aus. Seit ihrer ersten Erprobung wurde die Konstruktion der Bombe mehrfach geändert.
Der Kampfstoff wirkt durch das Einatmen seiner Dämpfe und Aerosole oder durch das Eindringen des flüssigen Kampfstoffes in die Haut. Nach amerikanischen Angaben beträgt die tödliche Dosis für Menschen 0,6 mg. Bereits 5 mg im Kubikmeter Luft, eine Minute eingeatmet, führen nach vier bis zehn Minuten zu schweren, meist tödlichen Vergiftungen. Trifft der flüssige Kampfstoff auf die unverletzte Haut, so sind 2 bis 10 mg nach acht Stunden Kontakt tödlich. Je nach der Größe der befallenen Hautoberfläche tritt die Wirkung nach ein bis vierundzwanzig Stunden ein. Sie ist noch schneller, wenn das VX auf die ungeschützten Augen oder auf die Lippen trifft, und schon durch kleinste Wunden in den Organismus dringen kann.
Hier sollen schon 0,3 mg für Menschen tödlich sein.
Eine VX-Vergiftung hat die gleichen Merkmale wie die bei Sarin. Die Atemmuskulatur verkrampft und der Tod tritt sofort durch Ersticken ein. Und so äußern sich die Anfangssymptome der Vergiftungen: Verengung der Pupillen bis auf Stecknadelkopfgröße, verstärkter Speichelfluß, asthmatische Anfälle, unregelmäßige

beschleunigte Atmung, starke Kopfschmerzen, Krämpfe und schließlich Lähmungserscheinungen. Auch das Chemical Warfare Corps (Chemisches Kriegskorps) der USA-Armee entwickelte schon in den sechziger Jahren eine binäre Haubitzgranate. Sie erhielt den Code „XM 687". Nach dem Verschuß wird in der Munition binäres Sarin (Code-Bezeichnung „GB-2") hergestellt.
Die feldmäßige Erprobung der Granate erfolgte 1969 auf dem DUGWAY PROVING GROUND, einem Versuchs- und Übungszentrum für chemische Waffen. Es hat eine Größe von 3850 km² – das entspricht der Fläche des Bezirkes Suhl – und liegt 80 km südwestlich der Stadt Salt Lake City (USA-Staat Utah) in der Wüste am großen Salzsee. Seit 1944 werden hier alle Neuentwicklungen an chemischen Waffen unter Kampfbedingungen erprobt.
Hier finden jährlich zehn bis zwanzig Lehrgänge unter der Bezeichnung CBR WEAPONS ORIENTATION COURSE statt. Diese Lehrgänge befassen sich mit der Taktik der praktischen Anwendung von chemischen, biologischen und radiologischen Waffen. Etwa 1000 Offiziere und hohe Kader ziviler Institutionen nehmen jährlich daran teil. In DUGWAY selbst sind 600 Militärpersonen und 1000 Zivilisten beschäftigt. Das Personal, ja sogar die in der Nachbarschaft wohnende Bevölkerung, einschließlich der Kinder ab 10. Lebensjahr, haben ständig Identitätskarten bei sich zu tragen. Eine Vorsichtsmaßnahme für eventuelle Unfälle.
Am 13. März 1968 machte DUGWAY Schlagzeilen. Ein Strahlflugzeug verteilte aus zwei Flugzeugabsprühgeräten 1450 Liter VX aus einer Flughöhe von 50 m. Beim Hochziehen der Maschine wurde aus einem Gerät der Kampfstoff weiter versprüht. Die gebildete Kampfstoffwolke trieb über ein 900 m hohes Gebirge in das 43 km entfernte Skull Valley (Schädeltal) und wurde durch Regen und Schnee auf die Weiden niedergeschlagen. 6400 Schafe wurden vergiftet. Sie krepierten oder mußten getötet werden. Selbst die mit der Obduktion einiger Schafskadaver betrauten Veterinäre Dr. Kent van Kempen und Dr. Lynn James erkrankten später. Das befallene Gelände bis zu einer Entfernung von 73 km wurde erst im Oktober 1968 freigegeben.
Dieser Vorfall offenbarte die Gefährlichkeit der Tests mit chemischen Kampfstoffen. Dem Druck der Öffentlichkeit nachgebend, stellten die USA C-Waffentests in der Atmosphäre vorübergehend ein. Einige Monate später kam es zu einem erneuten Vorkommnis. Der „Kölner Stadt-Anzeiger" berichtete am 13. 12.

Nordamerikanische 155-mm-Granate für chemische Kampfstoffe, hier die Granate XM 631 mit dem Kampfstoff CS, der in fünf Kanistern untergebracht ist. Granaten dieses Kalibers enthalten auch Sarin, VX oder Yperit und wurden für den Binär-Kampfstoff GB-2 neu konstruiert.



Reaktives Geschoß M 55, Kaliber 115 mm, zur Anwendung des Kampfstoffes VX mit dem Geschoßwerfer M 91 der nordamerikanischen Landstreitkräfte (rechts in Verpackung).



1969, daß in DUGWAY ein Ein-Tonnen-Container, gefüllt mit einem nervenschädigenden Kampfstoff, beschädigt worden war und auslief. Von dem betroffenen Gelände mußten 300 Menschen evakuiert werden. 1973 wurde offiziell bekannt, daß die Versuche mit Kampfstoffen in DUGWAY weitergeführt werden und die USA die chemischen Binärwaffen in ihre Bewaffnung aufnehmen würden.
Die für Binär-Waffen erforderlichen chemischen Verbindungen werden zugleich in der chemischen Industrie zur Herstellung anderer Produkte verwendet. In den letzten Jahren hat sich die Anzahl der möglichen Substanzen zur Herstellung binärer Kampfstoffe vergrößert. Die imperialistischen Armeen wollen, ohne größere Kampfstoffmengen vorrätig zu haben, über eine zu jeder Zeit in Massen einsatzbereite chemische Waffe verfügen.
Die Einführung der Binär-Waffen richtete sich vor allem gegen die Bemühungen der sozialistischen Staaten, bei den Verhandlungen im Genfer Abrüstungsausschuß ein Verbot der chemischen Waffen zu bewirken. Die Verhandlungen verliefen nach dem Zustandekommen der „Konvention über das Verbot der Entwicklung, Herstellung und Lagerung bakteriologischer (biologischer) Waffen und Toxine und deren Vernichtung" 1971 sehr günstig und wurden durch den im März 1972 eingebrachten Konventionsentwurf zum Verbot aller chemischen Waffen sehr stark aktiviert. Aber die NATO-Staaten – voran die USA – sperrten und sperren sich gegen ein umfassendes Verbot.
Nicht die Zwischenfälle im zweiten Weltkrieg, welche zu Toten durch eigene Kampfstoffe führten – wie in der italienischen Stadt Bari –, sind also der Grund für die Einführung und Vervollkommnung der chemischen Binär-Waffe.
Oberstleutnant Siegfried Franke

WAS IST ...

Kampfstoff:
Chemische Verbindung, die zur Massenvernichtung von Lebewesen genutzt wird oder werden soll.

Binär-Waffe:
Chemische Munition, in der aus zwei ungiftigen chemischen Verbindungen nach dem Verschuß oder dem Abwurf ein hochgiftiger chemischer Kampfstoff hergestellt und nach der Detonation freigesetzt wird.

Binär-Kampfstoff:
In einer Binär-Waffe durch Reaktion hergestellter Kampfstoff.

Sarin:
Tödlich- und schnellwirkender, nervenschädigender Kampfstoff aus der Gruppe der Alkylfluorphosphate.

VX:
Tödlich- und schnellwirkender, nervenschädigender Kampfstoff aus der Gruppe O-Alkyl-2.N.N-dialkylamino-alkyl-methylthiolphosphonate.

Aerosol:
Gemisch aus Gas und schwebfähigen feinsten flüssigen oder festen Teilchen.

Helium:
Zu den Edelgasen gehörendes chemisches Element.

Toxine:
Gifte

Genfer Protokoll:
Völkerrechtliches Abkommen über das Verbot der Verwendung von erstickenden, giftigen oder ähnlichen Gasen sowie von bakteriologischen Mitteln im Kriege; unterschrieben in Genf am 17. 6. 1925.

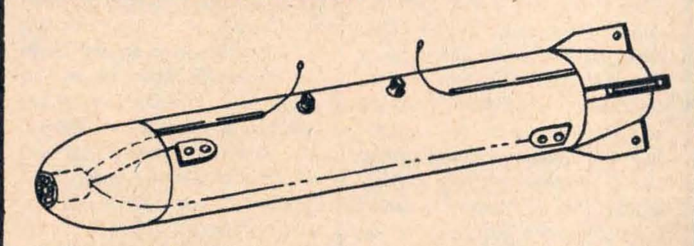
Chemische Formel für Sarin:

CH_3 | CH_3CHO – P(=O)(CH_3)(F)

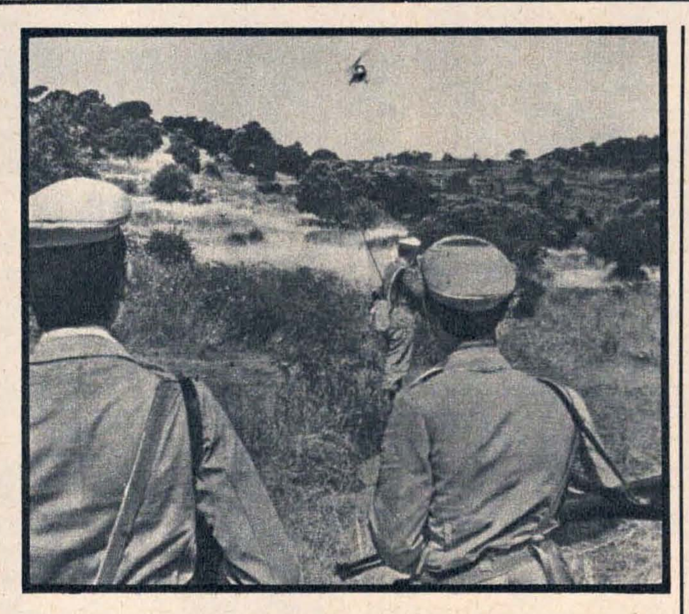
Chemische Formel für VX:

C_2H_5O – P(=O)(CH_3) – SCH_2CH_2N($CH(CH_3)_2$)($CH(CH_3)_2$)

Flugzeugabsprühgerät M 10 der USA-Luftstreitkräfte für etwa 145 kg Kampfstoff.



Abgezeichnet aus dem US.Patent Nr. 3.437.035 vom 8. April 1969: Ein Vorläufer zur Binär-Bombe „BIGEYE".



Arma dei Carabinieri

Neben der Polizei setzen seit mehr als eineinhalb Jahrhunderten die italienischen Regierungen auch die Carabinieri (Foto), einen Eliteverband des Heeres, im Landesinneren zur Aufrechterhaltung der jeweiligen staatlichen Ordnung ein. Die „Arma dei Carabinieri" war am 13. Juli 1814 mit königlichem Dekret gegründet worden. Ihre Stärke beträgt gegenwärtig etwa 85000 Mann. Sie unterstehen dem Armeeministerium, erhalten jedoch in Friedenszeiten einen großen Teil ihrer Einsatzbefehle vom Innenministerium. Die Carabinieri sind wesentlich besser ausgebildet und ausgerüstet als die italienische Polizei. An der Spitze des Korps steht das Commando Generale in Rom, das über modernste Führungsmöglichkeiten verfügt. Neben EDV-Anlagen besitzt es ein eigenes Fernmeldenetz, mit dem die entferntesten Carabinieri-Stationen zu erreichen sind. Dem Commando Generale unterstehen drei Divisionen mit Sitz in Mailand, Rom und Neapel, zu denen neun Brigaden gehören (in Turin, Mailand, Padova, Bologna, Florenz, Rom, Neapel, Bari und Palermo), die sich wiederum in Legionen, Gruppen, Kompanien und Stationen untergliedern. Das feinmaschige Netz der insgesamt 4722 Stationen, die es auch in den entlegendsten Gegenden Calabriens, Siziliens und Sardiniens gibt, gewährleistet, daß die Carabinieri im ganzen Land staatliche Macht demonstrieren und ausüben. Diese Stationen sind oft nur mit fünf oder sechs Mann besetzt. Die Carabinieri verfügen darüber hinaus über Spezialeinheiten wie Hubschrauberstaffeln, Grenzposten, Fahndungsgruppen, Drogenspezialisten, Fallschirmjäger, Froschmänner und die Präsidentengarde. Während der beiden Weltkriege wurden die Carabinieri hauptsächlich an Schwerpunkten eingesetzt. So kämpften sie beispielsweise an der Seite der faschistischen deutschen Wehrmacht in Albanien, in der Sowjetunion und in Nordafrika. „An allen Kampfstätten", so hieß es in der Militärpresse der BRD, „zeichneten sie sich durch besondere Tapferkeit aus."

Fotos: Archiv; ZB

Erheblich vergößert haben in den letzten zwei Jahren die im Fernen Osten stationierten Luftstreitkräfte und die 7. Flotte der USA ihre Feuerkraft durch die Einführung neuer Waffensysteme. Das erklärte der amerikanische Kriegsminister Brown während eines Besuches in Japan. Als Beispiele nannte er die Stationierung eines zusätzlichen Geschwaders von „Phantom"-F-4-Kampfflugzeugen in Südkorea, die Modernisierung eines weiteren Geschwaders, bei dem die „Phantom"-F-4 durch F-15 ersetzt wurden, sowie die Stationierung vorerst eines fliegenden Spionage- und Feuerleitsystems AWACS in Okinawa.

Giftgas produziert, wie die DKP-Zeitung „UZ" enthüllte, neben der Hamburger chemischen Fabrik Dr. Hugo Stoltzenberg auch die „Boehringer Mannheim GmbH", die „Dr. Theodor Schuchardt GmbH und Co." in München sowie die Westberliner Firma „Ferak Berlin o. H. G.". „Nach den internationalen WEU-Verträgen von 1954 darf die Bundeswehr nicht über chemische Kampfstoffe verfügen", stellte die Zeitung fest und fragte: „Wer aber soll die Kampfstoffe beziehen, wenn nicht die Bundeswehr?"

In den Beziehungen zwischen Ägypten und den USA sei, wie der ägyptische Kriegsminister Kamal Hassan Ali erklärte, bisher die „wichtigste Errungenschaft" ein Vertrag über die Zusammenarbeit bei der Herstellung und der Montage militärischer elektronischer Ausrüstungen und gepanzerter Fahrzeuge. Die für die Realisierung des Abkommens benötigten Investitionen werden von den USA mitfinanziert.

Die „Eindringtiefe" der BRD-Marineflieger nach Osten verdoppeln wird sich nach Aussage von Vizeadmiral a. D. Horst von Schröter, ehemaliger Befehlshaber der NATO-Seestreitkräfte Ostseezugänge, durch die Einführung von 122 Jagdbombern des Typs „Tornado" ab 1981. Neben den U-Booten sollen diese mit schweren „Kormoran"-Raketen ausgerüsteten Kampfflugzeuge „eine Frontlinie möglichst weit im Osten" zulassen, berichtete die Münchner „Deutsche Nationalzeitung".

Großbritanniens Luftwaffe verfügt nach Angaben der Bundeswehr-Presse über 84646 Mann. Sie hat 520 Kampfflugzeuge der ver-

schiedenen Typen im Einsatz. Den Kern der fliegenden Verbände bilden sechs „Strike-Staffeln", ausgerüstet mit 48 Bombern des Typs „Vulcan" B-2, und vier „Buccaneer"-Staffeln mit 50 Maschinen.

2200 Marinesoldaten der USA wurden im Herbst vergangenen Jahres von drei Kriegsschiffen zu Landemanövern auf den US-Militärstützpunkt Guantanamo auf Kuba gebracht. An der Kriegsübung nahmen auch Hubschrauber und Amphibienfahrzeuge sowie sechs Kampfflugzeuge vom Typ A-10 und zehn Maschinen des Typs A-4 teil.

Durch die Umbildung „von Großkampfverbänden von Einwaffenregimentern zu Mehrwaffenbrigaden", durch eine „Neuordnung der Ausbildung", eine „Erhöhung der Dienststärken im Feldheer" und durch ein effektiveres Verhältnis „Mann : Waffe" soll, wie aus westlichen Quellen hervorgeht, die Kriegsbereitschaft der italienischen Landstreitkräfte weiter gesteigert werden. Feuerkraft und Beweglichkeit werden ferner durch die Einführung u. a. von 180 Kampfpanzern, 160 Geschützen und gepanzerten Mannschaftstransportwagen erhöht.

Angelaufen ist nach monatelangen Tests beim Rüstungskonzern Chrysler der Bau von zunächst 110 Kampfpanzern des Typs XM-1 für die US-Landstreitkräfte. Insgesamt sollen 3312 dieser Gefechtsfahrzeuge gebaut werden.

Argentiniens Seestreitkräfte besitzen einen Flugzeugträger (mit 15 Flugzeugen bzw. Hubschraubern), 2 Kreuzer, 10 Zerstörer, 6 Minensuchboote, 16 Escort- und Patrouillenboote sowie 4 U-Boote. Hinzu kommen 6 Fregatten und 2 Raketenschnellboote. Verstärkt wird die Flotte durch 60 Kampfflugzeuge der Marineflieger und 7000 Mann Marineinfanterie mit 33 großen und kleinen Landungsschiffen.

Seine Schlagkraft bei militärischen Interventionen im Ausland wird in diesem Jahr Frankreich erhöhen. General Jean Lagarde, Oberbefehlshaber der französischen Landstreitkräfte, gab die Schaffung der „31. Halbbrigade" zum 1. August 1980 bekannt. Sie wird sich aus einem motorisierten und mit gepanzerten Mehrzweckfahrzeugen ausgestatteten Regiment und einem gemischten Panzerregiment mit Panzern AMX-10RC und 155-mm-Kanonen zusammensetzen. Diese Halbbrigade soll das „Ensemble von großer strategischer Mobilität" darstellen, die nach den Worten Lagards der Interventionsstreitmacht seines Landes bisher abgeht. Sie soll in Südfrankreich, also nahe der möglichen Einsatzgebiete im Mittelmeerraum oder in Afrika, stationiert werden.

Die in Lahr/Baden (BRD) stationierte kanadische 4. mechanisierte Kampfgruppe verfügt über zwei mechanisierte Infanteriebataillone, ein Panzer- und ein Panzerartilleriebataillon. Außerdem gehören dazu ein Versorgungsbataillon, Pioniere und Sanitäter. Die Kampfgruppe hat insgesamt eine Stärke von 2800 Mann und ist mit 32 „Leopard"-Panzern, 375 gepanzerten Mannschaftstransportwagen, 18 Panzerhaubitzen und 14 Hubschraubern ausgerüstet. (Foto: Kanadische „Leopard"-Panzer während des NATO-Manövers „Constant Enforcer 79" in der BRD.)





In einem Satz

Auf einem Treffen ehemaliger Jagdflieger der faschistischen Wehrmacht, das Mitte Oktober vergangenen Jahres in München stattfand und an dem Delegationen aus zwölf NATO-Staaten teilnahmen, erklärte Generalleutnant Friedrich Obleser, Inspekteur der BRD-Luftstreitkräfte, es sei „die letzte und wichtigste Aufgabe der Kriegsteilnehmer", die Ideologie der Angehörigen der Hitler-Luftwaffe „an unsere jungen Jagdflieger weiterzuvererben".

Militärausgaben in Höhe von 141,2 Milliarden Dollar gegenüber 117,3 Milliarden im Vorjahr sieht das neue Budget der USA vor.

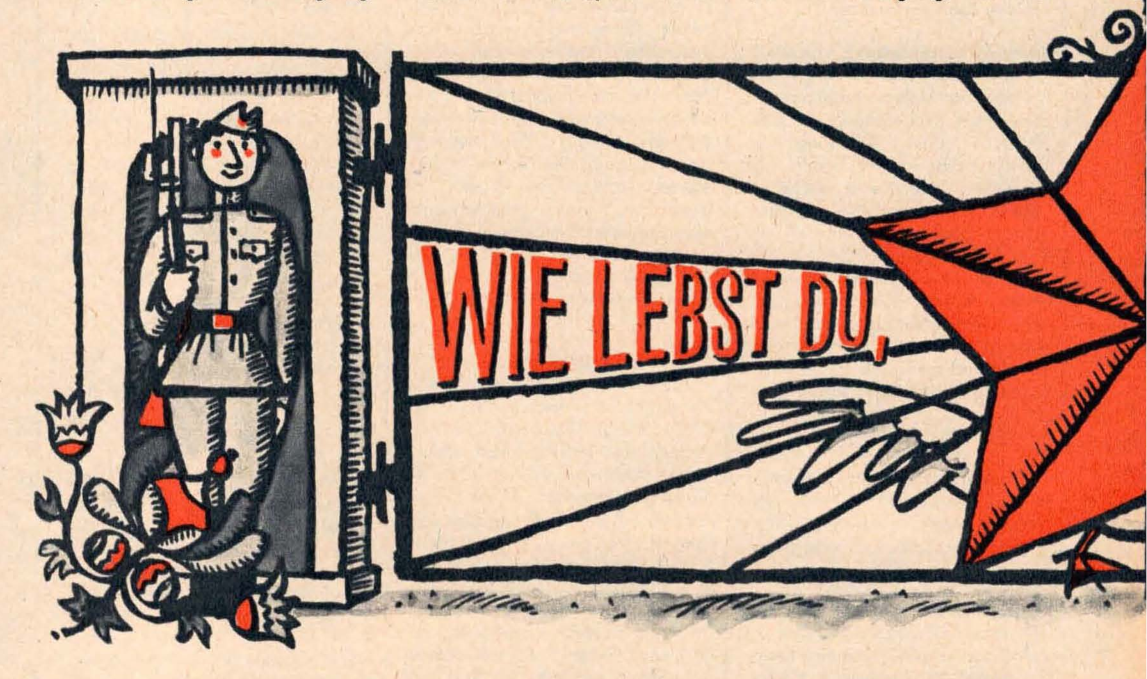
Waffenkäufe in Höhe von mindestens 625 Millionen Dollar will Taiwan in den USA tätigen, wobei bis 1983 unter anderem 107 Kampfflugzeuge vom Typ F-5 E sowie Raketen, Geschütze und Torpedos beschafft werden sollen.

Verschossen hat das Raketenartilleriebataillon 72 der Bundeswehr (Standort Geilenkirchen) in der Lüneburger Heide die letzte Rakete des Systems „Honest John", das ausgemustert und in allen Raketenartilleriebataillonen durch das neue Waffensystem „Lance" ersetzt wird.

Die Waffenprogramme, die zur Zeit in den USA entwickelt und realisiert werden, kosten in den nächsten zehn Jahren 725 Milliarden Dollar.

Südkoreas Haushaltsplan sieht 1980 für militärische Zwecke Ausgaben in Höhe von umgerechnet 4,47 Milliarden Dollar vor, was gegenüber 1979 ein Ansteigen der Rüstungsausgaben um 37,6 Prozent bedeutet.

Die grünen Tore mit dem roten Stern schlossen sich wieder, und ein freundlicher Hauptmann kam mir entgegen. „Wladimir Stolbow, Politstellvertreter", stellte er sich vor. Und als ob wir uns schon von früher her kennen würden, erzählte er, daß ich mich nunmehr auf einem Ableger des Ural befände. Ich dachte zunächst an jenes bewährte Fahrzeug, dem man auch in unseren Streitkräften überall begegnet. Wladimir Stolbow hingegen meinte den großen Gebirgszug in der Sowjetunion und lachte über mein ratloses Gesicht.



„Das ist so", erklärte er, „unser Regiment wird auch das ‚Tscheljabinsker' genannt und gehört zur ‚Uraldivision'." An einem großen Relief vor dem Stabsgebäude ist sein Kampfweg dargestellt. In Tscheljabinsk wurde es während des Großen Vaterländischen Krieges formiert. Und soweit es möglich war, wurde es immer wieder mit Soldaten aus dem Ural aufgefüllt. Das ist bis heute so geblieben; etwa die Hälfte aller Genossen stammt aus dem Gebiet von Tscheljabinsk. Deshalb „Ableger vom Ural".

„Sie möchten wissen, wie unsere Soldaten leben?" wiederholt Genosse Stolbow meinen journalistischen Auftrag. „Schauen wir es uns gemeinsam an."

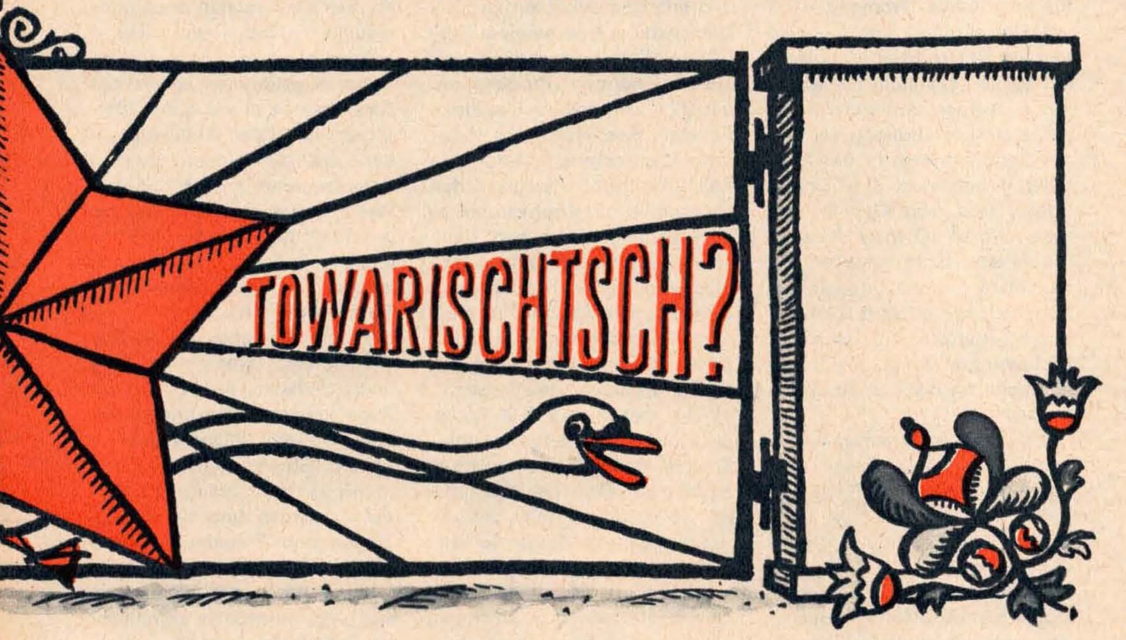
Wir näherten uns einem Gebäude, vor dem rauchende Soldaten in Ausgangsuniform standen. Durch die wenig geöffneten Fenster drang laute Musik. „Gehen wir hinein", schlug mein Begleiter vor. Ein heller, freundlicher Raum. Blumen auf den weiß gedeckten Tischen. Später erfuhr ich, daß alle aus der kleinen Gärtnerei des Regiments stammen.

Die Wände sind mit folkloristischen Bildmotiven gestaltet. Um nicht vom knappen Rohstoff Holz abhängig zu sein, wurden die „Intarsien" mit Holztapete imitiert. Man muß sich eben zu helfen wissen. Überall begegneten wir auch später dem handwerklichen und künstlerischen Geschick rühriger Soldatenhände.

Hauptmann Stolbow klärte mich auf, wo wir uns befanden. Das war nun möglich, da die regimentseigene Band gerade eine Pause einlegte. Mit der Besetzung könnte man auch einen großen Saal beschallen: Melodie- und Baßgitarre, Schlagzeug, Trompete, Posaune und Clavisett. Die Vermona-Verstärker wurden auch hier bis an die Leistungsgrenze genutzt.

Wir waren im Soldatencafé und nahmen am Geburtstagstisch Platz. Wer seinen Geburtstag mit Gästen feiern möchte, erhält ihn. In dem Café können die Soldaten Süßigkeiten, Kaffee, Gebäck und Tee kaufen. Selbstverständlich stehen auch Samoware zur Verfügung, ebenfalls eine reiche Auswahl an alkoholfreien Getränken. Rauchen ist allerdings nicht gestattet. „Geburtstagsfeiern müssen natürlich angemeldet werden, damit es keinen Streit um den Tisch gibt. Das geschieht unkompliziert über die Politstellvertreter der Kompanien." Ich erfuhr noch, daß sich die Zahl der Geburtstagsgäste von selbst regelt – je nach finanziellem Vermögen des Gastgebers. Und dies ist nicht gerade üppig, gemessen am Wehrsold unserer Soldaten. Der Sowjetsoldat erhält monatlich 25 Mark. „Damit muß er auskommen!" Hauptmann Stolbow bemerkte mein zweifelndes Ge-

sicht und fügte noch hinzu: „Von diesem Betrag muß er lediglich Briefpapier, Zahnbürste, Zahnpaste und Schuhcreme kaufen. Alles andere, einschließlich Zigaretten, erhält der Soldat kostenlos."
Geburtstage werden auch noch anders gewürdigt. Im Speisesaal, der hell und blitzsauber ist, steht ebenfalls ein besonderer Tisch, etwas erhöht auf einem Podest. Mit weißer Tischdecke, Servietten und stets frischen Blumen. Wer Geburtstag hat, darf daran Platz nehmen. Er kann sich bestellen, was er möchte, und wird bedient.
Die anderen Genossen an den Zwölfertischen mit Klappbänken bekommen die normale Soldatenkost. Es ist ein kalorienreiches, kräftiges Essen, von dem jeder satt wird.
Überall begegnete ich stattlichen, gestählten und gesunden Soldaten. Im Regiments-Med.-Punkt trafen wir lediglich vier Kranke. Und auch denen schien es nicht einmal schlecht zu gehen. Sie sahen uns vergnügt in die Augen und nahmen Haltung an. Jeder Kranke erhält einen einfarbig blauen Schlafanzug, ansehnlicher als jene Nachthemden, mit denen unsere Soldaten im Med.-Punkt beglückt werden. In einem der Krankenzimmer fiel ein großes Gemälde auf, in Öl direkt auf die Wand gemalt. Hier wurde einem Talent großzügig freie Hand, im Wortsinne, gelassen. Drei Recken aus der russischen Sagenwelt sind zu sehen. Einer von ihnen ist wohl Ilja Muromez. Im Wartezimmer wies Hauptmann Stolbow auf bequeme Sessel, die aus farbigen Kunststoffbändern geflochten waren. Ebenfalls Produkte bastelfreudiger Soldaten. Genauso die Anschauungstafeln für die Erste Hilfe an den Wänden. Detailliert und umfangreich stellen sie Handlungen dar, die bei Verletzungen vonnöten sind.
Der Krankenstand sei im allgemeinen sehr niedrig, erfuhr ich vom diensthabenden Feldscher. „Die Tscheljabinsker sind ja auch besonders kernige Leute", sagte augenzwinkernd Genosse Stolbow. Ernsthaft fügte er dann noch hinzu, daß die gesundheitliche Kondition der Soldaten, die meist nicht viel älter als 19 Jahre sind, sehr gut sei.
Überall grünt und blüht es zur warmen Jahreszeit in diesem Truppenteil. Der Feuerlöschteich wurde zu einem kleinen Naherholungszentrum umgestaltet. Drei Schwäne haben hier ihr Zuhause. Nach Aussagen meines Begleiters ist einer der drei von den Soldaten zum „Starschina" befördert worden. Warum, das konnte mir Hauptmann Stolbow allerdings auch nicht sagen. Mir schien nur, daß dieser „Starschina" wirklich einen etwas chefigen Eindruck hinterließ. Blumenkästen und Bänke umgeben den Teich. „Es fehlt nur noch, daß man hier auch angeln kann." Ein verständlicher Wunsch, denn Wladimir Stolbow ist leidenschaftlicher Angler.
Niemandem fällt es ein, klammheimlich oder gar offensichtlich eine Kippe auf die Erde fallen zu lassen. Das ist auch nicht nötig, denn auf Schritt und Tritt hängen Papierkörbe. Die Sauberkeit ist beispielhaft.
Auf dem Wege zur 2. Kompanie mußten wir am Exerzierplatz vorbei. Die Wache wurde gerade vergattert. Wie schon zu Budjonnys Zeiten mit Trommel-



wirbel und Hornsignal. Sie exerzierte an uns vorbei, mustergültig. Diese Ehrenbezeigung galt dem Politstellvertreter. Äußerste Disziplin, Exaktheit und militärische Höflichkeit begegneten uns immer wieder. Ich dachte so bei mir: Das müßten einige unserer Genossen erleben...

Wir hatten die 2. Kompanie erreicht. Der Kompaniechef machte Meldung vor seiner „Haustür". In dem langen Kasernenflur steht lediglich ein Tisch und ein Gestell mit einer Ausbuchtung für eine bunte Trommel. Und natürlich standen dort, wie eine Eins, der Unteroffizier vom Dienst mit seinem Gehilfen, um ebenfalls zu melden, daß in der Kompanie alles in Ordnung sei und die Genossen sich in der Ausbildung befänden. Der Unteroffizier und sein Gehilfe versehen ihren Dienst stehend. Stühle sind nicht gestattet. Ob das nicht zu anstrengend sei, fragte ich Hauptmann Stolbow. Kurze Antwort: „Im Dienst Erleichterungen zu dulden, hieße Abstriche an der Kampfkraft zu machen."

Mit der bunten Trommel würde die Kompanie zum Essen oder auch zum Appell geführt. Sie habe sich bewährt. Es marschiere sich nach ihrem Rhythmus besser.

Die Fußböden in den Soldatenstuben glänzen. Man konnte sich darin spiegeln. Auch die Fensterscheiben blitzen. Hocker, Nachtschrank und ein erstaunlich schmales Bett stehen jedem Soldaten zur Verfügung. Unruhige Schläfer sollen mitunter anfangs schon daraus gefallen sein. Wladimir Stolbow: „Die Genossen gewöhnen sich jedoch sehr schnell an diese Betten." Die Bettwäsche ist einheitlich weiß. Die Uniformen und andere Ausrüstungsgegenstände befinden sich in einem anderen Raum, übersichtlich und zentimetergenau aufgereiht. Das zahlt sich im Alarmfalle aus. Keiner ist dem anderen im Wege.

In jeder Kompanie befindet sich ein Mehrzweckraum für Putz- und Flickstunden. Ich zählte sechs Bügeleisen, mit den dazugehörigen Plättbrettern. Ungewöhnlich: der Nähschrank. Das ist eine Glasvitrine mit vielen Fächern, in denen alle an der Uniform vorkommenden Knopfsorten und Paspelierungen zu finden sind. Selbstverständlich auch Zwirn, Näh-, Steck- und Sicherheitsnadeln. Alles ist zur Selbstbedienung da. Eine große Spiegelwand dient dem Friseurhandwerk. Die Soldaten schneiden sich gegenseitig die Haare und erlangen dabei in den zwei Dienstjahren eine gewisse Perfektion. Selbstverständlich sind auch die nötigen „Produktionsmittel" vorhanden: mehrere Scheren, zwei elektrische Haarschneidemaschinen und ein Fön. Wünscht jemand den Haarschnitt mit Kopfwäsche, so kann er auch das haben, denn ein Waschbecken mit Warmwasserhahn ist vorhanden. Fragt sich nur, ob Anatoli, Wolodja oder Grischa einen Mitkämpfer findet, der die Dienstleistungen so weit zu treiben gewillt ist.

In der dienstfreien Zeit finden sich die Genossen im Lenin-Zimmer oder im Fernsehraum zusammen. Das Lenin-Zimmer ist vergleichbar mit unseren Kompanieklubs. Kulturelle Veranstaltungen, Schulungen und Versammlungen finden hier statt. Man spielt Domino und Schach, schreibt an die Liebste, hört Radio oder liest. Eine umfangreiche Handbibliothek wird eifrig genutzt.

Ich fragte Hauptmann Stolbow, wieviel dienstfreie Zeit dem Soldaten verbleibt. Er erklärte, daß der Sonntag frei sei. Es gibt Sportvergleichskämpfe, Kino und Auftritte von Kulturgruppen der Kompanien. Auch Künstler aus der Sowjetunion sind häufig zu Gast. In der Woche ist das Freizeitmaß kürzer. Hauptmann Stolbow verwies auf den Tagesdienstablaufplan. Und ich muß schon sagen, der hat es in sich. Der Morgen verläuft im wesentlichen bis 08.00 Uhr so, wie in unseren Kasernen. Um 08.00 Uhr beginnt die Ausbildung. Die Dienststunde zählt 45 Minuten. Dazwischen jeweils fünf Minuten Pause. Um 14.30 Uhr geht es mit Trommel und Gesang zum Essen. Für das Mittagessen sind 30 Minuten vorgesehen, weitere 30 Minuten dienen der Entspannung. Dann wird die Ausbildung fortgesetzt, die erst um 18.15 Uhr abgeschlossen ist. Von 18.15 Uhr bis 19.30 Uhr ist Zeit für die massenpolitische Arbeit. Von 19.30 Uhr bis 20.00 Uhr wird Abendbrot gegessen. Danach können die Soldaten ihren individuellen Interessen nachgehen – bis zur Abendrunde. Diese Abendrunde ist in der Sowjetarmee etwas ganz Typisches. Ihr tiefer Sinn besteht darin, daß die Soldaten vor dem Schlafengehen noch einmal frische Luft schnappen – und das geschieht mit nicht zu überhörendem Gesang. Zapfenstreich ist dann um 22.00 Uhr mit dem Ruf „Otboi!" (Nachtruhe).

Kein leichtes Leben für die Sowjetsoldaten, wenn man dazu noch bedenkt, daß es in der Regel keinen Urlaub und keinen Ausgang gibt. „Das Leben in unseren Streitkräften war schon immer ziemlich streng. Die Soldaten wurden und werden an Härten und Entbehrungen gewöhnt. Das gehört, unserer Erfahrung nach, zum Soldatsein. Auf den Menschen kommt es im Gefecht an – in erster Linie auf ihn. Er wird sich dann so verhalten, wie er es gewöhnt ist und wie er erzogen wurde."

Als Hauptmann Stolbow diese Worte sagte, war aus seinen Augen der Schalk gewichen, den ich an diesem Tag bei ihm immer wieder bemerkt hatte.

Erneut öffneten sich die grünen Tore mit dem roten Stern. Und diesen Politstellvertreter Stolbow, der mir noch einmal nachwinkte – ich glaube, ich kannte ihn wirklich schon sehr, sehr lange...

Oberstleutnant
Wolfgang Matthées

Illustrationen: Fred Westphal



Foto: Marianne Motz

Die Kanone vom Fließband

Winter 1942.
Die Artillerieabteilungen der Roten Armee erhalten ein neues Feldgeschütz. Noch in kleiner Stückzahl. Während die Kampfverbände noch mit der F-22, Modell 1939, dem Gegner das Fell gerben, ist die neue ZIS-3 bereits bei Stalingrad in Truppenerprobung. Unter härtesten Bedingungen.



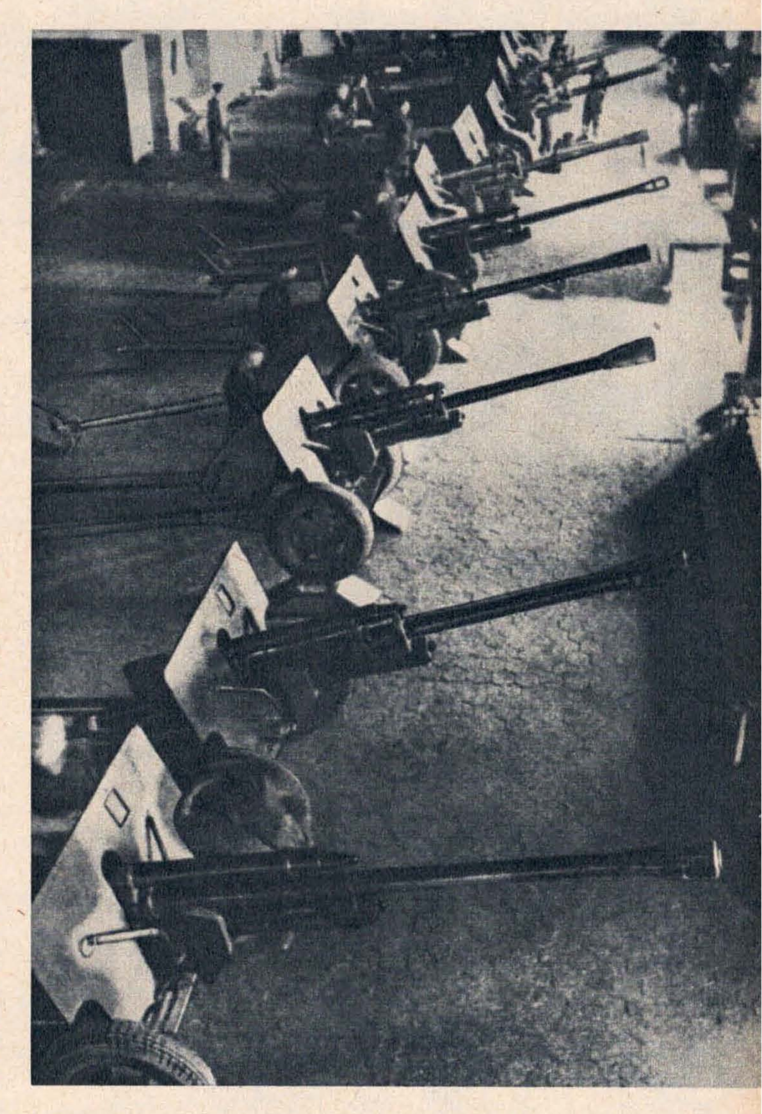


Nicht nur die Kanoniere sind mit den Leistungen der neuen Waffe zufrieden. Vor allem sind es die Konstrukteure und ihr Chef, Generaloberst des Technischen Dienstes und Doktor der Technischen Wissenschaften Wassili Grabin – und das staatliche Komitee für Verteidigung. Es verfügt den sofortigen Serienbau der Divisionskanone 42/ZIS-3. Im April '42 beginnt die generelle Ausstattung der Truppen mit der „Panzerknackerin". Der Feind gibt ihr den Namen „Ratsch-Bumm", weil Abschuß und Einschlag fast gleichzeitig zu hören sind.
Die in der Fabrik Nr. 92 produzierte 76,2-mm-Divisionskanone Modell 42/ZIS-3 bildete bereits während der Stalingrader Schlacht das Standardgeschütz der leichten Artillerie-Regimenter. Als Divisionskanone war sie vor allem dazu ausersehen, aus gedeckten Feuerstellungen heraus, im direkten Richten die Kräfte des Gegners, seine Feuerpunkte – besonders MG-, Granatwerfer- und Artilleriestellungen – sowie Sperren und Hin-

dernisse zu vernichten. Doch nicht nur das. Dieses bewegliche, sogar im Mannschaftszug im Bestand der angreifenden Regimenter mitzuführende Geschütz erwies sich als sehr gut geeignet, befestigte Stellungen und gepanzerte Fahrzeuge wirkungsvoll zu bekämpfen. Somit konnte die ZIS-3 auch den Panzerabwehrabteilungen gegeben werden. Dadurch wurde es möglich, die Flak-Geschütze 37 und 85 mm ihrer eigentlichen Verwendung in der Luftverteidigung zuzuführen. In den Panzerjägerabteilungen der Infanterie-Regimenter verdrängte die ZIS-3 nach und nach das ältere Gerät. Ihre hohe Durchschlagskraft (auf 100 m Entfernung wurden 75 mm starke Panzerplatten durchschossen, später mit der speziellen panzerbrechenden Munition auf 200 m Entfernung 96 mm starke Panzerungen) machte sie zu einer gefürchteten Panzerabwehrwaffe. Wie die Kanone im Ausland bewertet wurde, soll die Aussage Professor Wolfs belegen, des früheren Leiters der Abteilung Ballistik der Firma Krupp und Spezialist für die Erprobung von Beutegeschützen. Er urteilte sinngemäß: Die Meinung, daß die ZIS-3 das beste Geschütz des Kalibers 76 mm im zweiten Weltkrieg war, ist absolut gerechtfertigt. Ohne jegliche Übertreibung kann man bestätigen, daß sie eine der genialsten Konstruktionen in der Geschichte der Rohrartillerie war. Und weiter: Bei der ZIS-3 betrug das Verhältnis von Mündungsenergie zum Geschützgewicht in Gefechtslage 1:131. Das ist ein erstaunlich hoher Wert. Für das beste deutsche Geschütz dieser Klasse – die 75-mm-Kanone – war die entsprechende Zahl 80,3... Diese Ziffer belegt die bedeutende Überlegenheit der russischen Kanonen. Nicht anders verhielt es sich bei der Schußweite. Die ZIS-3, die nur 75 Prozent des Gewichts der deutschen 75-mm-Kanone hatte, schoß um 1 000 m weiter. Dabei lag das Gewicht des russischen Geschosses um 13 Prozent höher als das des deutschen...

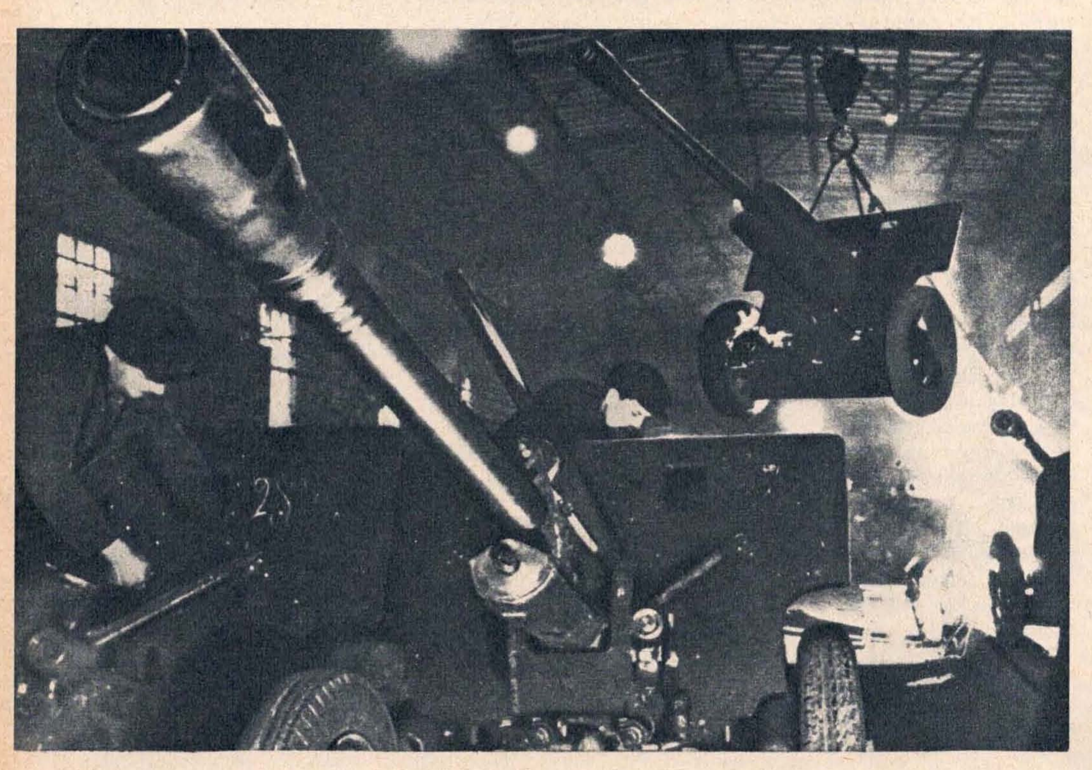
Worin ist der ungewöhnliche Erfolg dieser Kanone begründet? Fachleute faßten die Antwort so zusammen: Ein erfahrenes und von einem großen Könner geleitetes Kollektiv entwickelte eine Waffe, die sehr leicht, sehr zuverlässig, einfach herzustellen und zu bedienen war und günstige Gefechtseigenschaften besaß. Obendrein war sie billig zu produzieren. Als Munition wurden die neu entwickelten Unter- und Hohlladungsgranaten wie auch die Geschosse verwendet, die für die anderen Grabin-Geschütze vorhanden waren. Also für die 76,2-mm-Kanonen F-32 im ersten schweren Panzer KW, für die F-34 im berühmten T-34/76 und für die F-35 auf den mittleren U-Booten. Das war ein militärökonomisch entscheidender Vorteil.

Das Konstruktionsbüro Grabin ging bei der Entwicklung der ZIS-3 auch davon aus, keine prinzipiell neuen Baugruppen zu schaffen oder besondere Lösungswege zu suchen. Vielmehr stützte man sich auf all das, was aus der Praxis der Geschützkonstruktionen – vor allem aus der eigenen – bekannt war. Alle



Erfahrungen gingen in die Neukonstruktion ein, alles unnötige Beiwerk fiel weg. So konnte für die Produktion und den Feldeinsatz ein gleichermaßen gelungenes Geschütz entstehen.
Im einzelnen sah das so aus: Der junge Ingenieur A. Chworostin war vom Chefkonstrukteur mit der Gesamtkonzeption der Kanone betraut worden. Um möglichst schnell die wachsenden Forderungen der Front nach Kanonen zu befriedigen, vereinfachte er so viel als möglich. Er setzte die weitaus leichteren Rohrholme statt der schweren genieteten Kastenholme ein. Die herkömmliche Rohrkonstruktion aus Rohr und sogenanntem Mantel wich erstmals dem Vollmantelrohr (auch Monoblockrohr genannt). Damit wurden hochwertiger Stahl, Arbeitszeit und Kosten eingespart. Indem man die Rohrwiege und andere Teile des Geschützes goß, verringerten sich die Kosten weiter. Als nächstes wurde ein vereinheitlichter, automatischer Keilverschluß entwickelt, bei dem sich der Schlagbolzen beim Öffnen spannte. Das bedeutete im Gefecht eine Zeiteinsparung bis zur nächsten Feuerbereitschaft. Obwohl die ZIS-3 die gleichen Gefechtsresultate wie die Kanone Modell 1939 brachte, wog sie 300 kg weniger. Auch taktisch gesehen hatte die ZIS-3 einige Vorteile. Die erstmals verwendete Rohrmündungsbremse verkürzte die Rücklauflänge (was gleichzeitig Masseeinsparung bedeutete), und die Holme konnten gespreizt werden. Damit vergrößerten sich die Standsicherheit sowie der Schwenkbereich des Geschützes. Daß die ZIS-3 einfacher als ihre Vorgänger zu bedienen war, beweist die Tatsache, daß das Zielfernrohr sowie der Höhen- und Seitenrichttrieb linksseitig angebracht wurden. So konnte ein Mann die Kanone rasch und genau richten. Aus der Geschichte des Krieges sind die Heldentaten von Artilleristen bekannt, die dank dieser Konstruktion auch allein weiter kämpfen konnten, wenn die übrige Geschützbedienung ausgefallen war.
Wie die Fachliteratur berichtet, arbeitete das Grabin-Kollektiv nach der Methode der beschleunigten Konstruktion. Darunter ist zu verstehen: Sie lösten die konstruktiven und technologischen Fragen parallel. Dank dessen wurde ihre ZIS-3 zum ersten Geschütz in der Geschichte, das später im Fließbandverfahren hergestellt wurde. Daraus ist zu erklären, daß allein ein Rüstungswerk Ende 1942 pro Tag 120 dieser Kanonen produzieren konnte. Das war eine Monatsproduktion der Vorkriegszeit. Vergleicht man die Anzahl der Einzelteile jedes Geschützes und

Kanonen vom Fließband. Einfache Konstruktion brachte einfache technologische und damit billige Fertigungsverfahren mit sich.





1956. Zur Erstausstattung der Artillerie der Nationalen Volksarmee gehörte auch die ZIS-3, das Feldgeschütz mit jahrzehntelanger Tradition.

die zu seiner Herstellung notwendigen Arbeitsstunden, so wird ein weiteres Geheimnis des Erfolges klar. 1936 brauchte man für die F-22 noch 2034 Arbeitsstunden (bei 2080 Teilen). Für die Kanone Modell 1939 waren 1 029 Arbeitsstunden und 1 057 Einzelteile notwendig. Für die ZIS-3 mit nur 719 Teilen senkte sich im Verlaufe der Produktion der Arbeitszeitaufwand bedeutend. 1943 waren es nur noch 909 und 1944 – nach weiteren Verbesserungen und dem Übergang zur Fließbandproduktion – noch 475 Arbeitsstunden.

Wie war die ZIS-3 in ihren konstruktiven Details beschaffen? Das Rohr besaß 32 Züge und trug eine aktiv wirkende Mündungsbremse. Seine Rohrbremse arbeitete hydraulisch, ebenso der Luftvorholer. Die Länge des normalen Rohrrücklaufes lag bei 670 bis 750 mm, maximal 820 mm. Die Vorderlastigkeit des Rohres kompensierten zwei Federausgleicher. Das Fahrwerk hatte statt der Blattfedern die leichtere und zuverlässigere Schwingschenkelfederung.

In leicht modifizierter Form war die ZIS-3 auch die Hauptbewaffnung der ersten sowjetischen Selbstfahrlafette, die in Großserie hergestellt wurde, der SU-76. Im Original ist diese SFL – wie auch die ZIS-3 – im Armeemuseum Dresden zu sehen. Auch in der Gedenkstätte in Seelow und im sowjetischen Armeemuseum Berlin-Karlshorst stehen ZIS-3.

Gab es 1943 bereits SFL-Regimenter, so sind bis zum Kriegsende Tausende SU-76 an die Streitkräfte ausgeliefert worden. Nach dem mittleren Panzer T-34 war die SFL das meist produzierte und eingesetzte sowjetische Gefechtsfahrzeug des Großen Vaterländischen Krieges. In ihr vereinigten sich die hohe Feuerkraft des Geschützes mit der Geschwindigkeit und Geländegängigkeit des gepanzerten Fahrzeugs. Beide – die 76,2-mm-Kanone ZIS-3 und die SU-76 – zählten zur Erstausstattung der Nationalen Volksarmee. Darüber hinaus waren beide Waffensysteme noch lange nach Kriegsende auch in anderen Armeen zu finden. Die ZIS-3 gar gehörte zur Bewaffnung der Streitkräfte von über 20 Ländern auf mehreren Kontinenten. Ergänzend sei erwähnt, daß im Grabin-Kollektiv auf der Basis der ZIS-3 noch weitere Geschützmodelle entwickelt worden sind, so die Kanone ZIS-5 für die letzten Serien des schweren Panzers KW sowie die Kanone ZIS-15 für die sowjetischen Flußkanonenboote, die während des Krieges eine Reihe wichtiger Aufgaben zu erfüllen hatten.

Zusammenfassend sei festgestellt: Die ZIS-3 war die letzte, zugleich modernste 76-mm-Divisionskanone. Um diese Geschützklasse weiter zu entwikkeln, mußte man zu einem größeren Kaliber übergehen.

Nach einem Manuskript von J. Magnuski, Warschau, bearbeitet von Oberstleutnant W. Kopenhagen

Fotos: MBD, TASS, Archiv Kopenhagen (3)

Kukri und Dudelsack

Fortsetzung von Seite 43

Essen gewöhnt, können sie große Strapazen und Entbehrungen auf sich nehmen. Das rauhe Gebirgsland mit seinen klimatischen Extremen hat sie geformt. Sie sind drahtig, schlank und klein. Es wird berichtet, daß sich einige von ihnen, um dem Mindestmaß der britischen Armee von 1,50 Meter Körperhöhe zu entsprechen, bei der Musterung auf die Zehenspitzen gestellt hätten. Sie leben in abgelegenen Tälern, wo man häufig kein Rad kennt und alle Lasten auf dem Rücken befördert. So sind sie ausgezeichnete Bergsteiger und Träger, was ihnen bei Eilmärschen oder dem Erstürmen einer Anhöhe zugute kam.

Sie stammen nicht aus der Kriegerkaste, sondern sind Söhne armer Bauern, die nur unter Mühen ihre Familien ernähren können. Schon bevor die Briten kamen, war die Wanderarbeit unter diesen Menschen, die von den Feudalherren ausgebeutet wurden, weit verbreitet. So verdingten sie sich nicht aus purer Kriegs- und Abenteuerlust als Söldner, sondern weil sie der großen Armut in ihrer Heimat entrinnen wollten. Von ihrem nicht gerade üppigen Sold – sie wurden schon immer weitaus niedriger als britische Soldaten bezahlt – schicken sie Ersparnisse in ihre armen Bergdörfer und werden so auch zu Devisenbringern für das stark unterentwickelte Land.

Aufbruch ins 20. Jahrhundert

Als im vergangenen Jahrhundert der Rana-Clan in Nepal an die Macht kam, arrangierte er sich mit Großbritannien, um seine Herrschaft nach außen abzusichern. Rund um die Hauptstadt Katmandu entstanden damals aufwendige militärische Anlagen, Kasernen, Exerzierplätze und Waffenarsenale, um gegen rivalisierende feudale Fürsten im Innern gerüstet zu sein. Diese Dynastie bereicherte sich durch Bodenraub, Kulisteuer und Söldnerverkauf an die Briten. Damit entfaltete die Herrscherfamilie orientalische Pracht: Am Rande der Städte Katmandu und Patan wuchsen ausgedehnte Palastbezirke mit parkähnlichen Gärten. Sie bestellten sich Marmor aus den italienischen Brüchen von Carara. Dieses kostbare Gestein mußte vom Fuße des Himalaja über steile Gebirgspfade auf den Rücken von Trägerkulis in das Tal von Katmandu geschafft werden. Luxusautos wurden in Einzelteilen befördert und in der Hauptstadt zusammengesetzt.

Der Rana-Clan, der das Land in Abgeschlossenheit und mittelalterlicher Rückständigkeit beließ, wurde im Jahre 1950 gestürzt. Nachdem das britische Kolonialregime drei Jahre zuvor im benachbarten Indien geendet hatte, konnten sich die von London gestützten Ranas nicht mehr behaupten.

Mit dem Schwinden des Kolonialreiches verminderte sich auch der Bedarf an Gurkha-Soldaten für die britischen Streitkräfte. Wie jetzt verlautet, soll endgültig das letzte Rekrutierungszentrum im ostnepalesischen Dharan geschlossen werden. Die jungen Männer, die meist als Analphabeten in den Militärdienst traten, waren wohl für den Kampf im Dschungel nützlich. Im ersten und zweiten Weltkrieg bewiesen sie auch ihre Vorzüge als Infanteristen im Nahkampf. Doch für eine moderne Armee bringen sie zu wenig Wissen und technische Fertigkeiten mit. Britische Ausbilder klagten, daß sie den Rekruten erst „die Anfangsgründe moderner Zivilisation" beibringen müßten.

Seit geraumer Zeit versucht das Königreich im Himalaja, seine feudale Vergangenheit und mittelalterliche Rückständigkeit zu überwinden. Besonders in den letzten zwei Jahrzehnten vollzieht sich nach Jahrhunderte langem Stillstand ein stürmischer Wandel: Straßen, Schulen und erste Fabriken entstehen. Im einstigen Palastbezirk von Katmandu beherbergen die Gebäude mit den prunkvollen Fassaden Ministerien, Botschaften und Bibliotheken. Auf dem einstigen Paradeplatz steht ein Sportstadion, und ein Teil der Exerzierplätze dient als Ausstellungsgelände. Anstelle der Kasernen wurden das Post- und Telegraphenamt, Krankenhäuser und andere öffentliche Bauten errichtet. Das Land ist auf dem Weg ins 20. Jahrhundert. Nicht zufällig verschwindet mit dieser Entwicklung ein Anachronismus aus dem Kolonialzeitalter – die Gurkha-Söldner in britischen Diensten.

Horst Szeponik

Fotos: Archiv, Zentralbild (2)

Fotos: ADN/Zentralbild



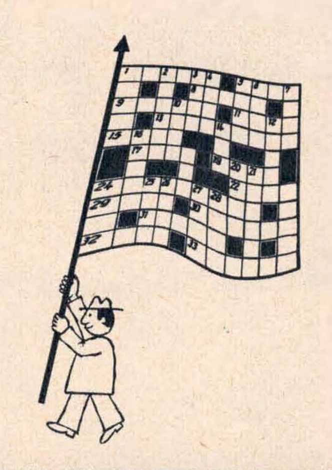
STEIN UND BEIN


11

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Reihe, Stufenfolge, 4. Wintersportart, 10. Geruchsverschluß, 13. Körperteil, 14. Weinernte, 15. Fläche, 16. Flüßchen im Harz, 17. Dramenheld Shakespeares, 18. Haarbüschel, 19. Gestalt aus „Lohengrin", 21. griech. Buchstabe, 23. Tonstufe, 25. Schwung, Tatkraft, 28. graumeliertes Wollgewebe, 31. günstigster Zustand des Kulturbodens, 33. Schriftsteller, 35. Moderator, 36. Bezeichnung, 37. Talmi, 38. Kegelschnitt, 41. Furche, 44. Vormundschaft, 48. Hochland in Zentralasien, 49. Maler und Grafiker der DDR, gest. 1969, 54. Gewebe, 55. Wendekommando, 56. Aussehen, Miene, 57. Edelpflaume, 62. Einsiedelei, 66. Hauptstadt von Senegal, 69. Teil mancher Schiffe, 71. franz. Filmschauspielerin, 72. altröm. Ärmelgewand, 75. Schabeisen der Kammacher, 76. Blutsverwandter väterlicherseits, 77. Sportboot, 79. Mundlaut, 80. Mutter der Nibelungenkönige, 81. Dorf der Turkvölker, 82. Anerkennung, 83. altgriech. Philosophenschule, 86. einjähriges Fohlen, 87. Mundart, 88. Treibmittel, 90. Laubbaum, 91. Lebensgemeinschaft, 93. Amtstracht, 94. Rhonenebenfluß, 96. Sternbild des nördlichen Himmels, 100. tiefer gelegenes Gebiet, 105. Allernebenfluß, 107. russisch: Frieden, 108. Werkzeug, 109. athen. Politiker v. u. Z., 111. Gestalt der german. Sage, 112. ehemal. erfolgreicher Schweizer Skispringer, 116. nordostfranz. Textilindustriestadt, 119. Papstpalast in Rom, 123. Vogel, 124. Elbenebenfluß, 125. griech. Insel, 127. griech. Meernymphe, 130. Stammvater eines Riesengeschlechts, 131. Holzlatte, 135. kreisrundes Dorf der Naturvölker, 136. Hauptstadt der JAR, 138. Honigwein, 139. Abteilung des Juras, 142. Schmuckgegenstand, 143. Gestalt aus „Eugen Onegin", 144. Streitmacht, 145. Speisefisch, 146. Präsident der VR Angola, gest. 1979, 147. engl. weibl. Anrede, 148. Einheit des Lichtstroms, 149. das Gebiet um den Südpol, 150. Gebirge in Südamerika.

Senkrecht: 1. aufgeschichteter Haufen, 2. ehemal. burgund. Königreich, 3. Stechwerkzeug, 4. Landschaft im West-Peloponnes, 5. mohammedan. Religion, 6. sportl. Wurfgerät, 7. iran. Provinz am Kaspischen Meer, 8. südamerikan. Hochgrassteppe, 9. röm. Kaiser, 10. Anfang, Spitze, 11. die stetige Wiederholung des Gleichen, 12. Schriftsteller, NPT, 20. Schlingpflanze, 22. kalkreicher Ton, 24. Laufvogel, 26. Bündnis, Vereinigung, 27. Abfluß des Ladogasees, 29. Maul des Rotwilds, 30. Wert, Qualität, 31. portugies. Seefahrer des 15./16. Jh., 32. Teil des Weinstocks, 34. Gutschein, 35. Schiffszubehör, 38. Gestalt aus „Zar und Zimmermann", 39. Edelstein, 40. Stoffeinfärbeart, 42. abgelaichter Hering, 43. röm. Mondgöttin, 45. russ. Architekt des 18./19. Jh., 46. höchster Teil der Karpaten, 47. Hülsenfrucht, 50. ungar. Stadt, 51. nordamerikan. Schauspieler und Sänger, 52. Habsucht, 53. Berg in Graubünden, 58. Ringelwurm, 59. Fuldanebenfluß, 60. Gebirgsbildung, 61. Wolganebenfluß, 63. Briefumschlag, 64. Wettspieleinrichtung, 65. Festkleidung, 67. Stern im Sternbild Skorpion, 68. Künstlerwerkstatt, 69. feststehendes Abkürzungszeichen in der Kurzschrift, 70. leichtathlet. Disziplin, 73. Tasteninstrument, 74. Wesernebenfluß, 76. griech. Göttin, 78. europ. Hauptstadt, 84. Milz, 85. Blutgefäß, 88. Kopfschmuck, 89. Waldpflanze, 92. poln. Halbinsel, 94. rumän. Stadt, 95. Stadt in Oklahoma (USA), 96. Riese der griech. Sage, 97. Trockengerüst, 98. Himmelsrichtung, 99. Warägerführer, 101. Bewohner von 128. senkrecht, 102. Würde, Gesetztheit, 103. Bewohner eines Schweizer Kantons, 104. niederes Juwelengewicht, 106. Laubbaum, 107. Stern im Sternbild Walfisch, 109. nordfranz. Stadt, 110. chem. Element, 113. Fischfett, 114. Staat in Vorderasien, 115. Heidepflanze, 116. festl. Getränk, 117. oberer Zimmerabschluß, 118. Maschinenelement, 120. Kampfbahn, 121. Ritter der Artusrunde, 122. Oper von Verdi, 125. Schnürband, 126. chem. Verbindung, 128. westeurop. Staat, 129. Erziehungsberechtigte, 131. Empfangsraum, 132. Bittermittel, 133. Sittenlehre, 134. Ölbaumharz, 136. Alpenhirt, 137. Auftrag, Rechnung, 140. Schwertlilie, 141. Talsperre bei Eibenstock.



Preisfrage

Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich ein Teil der Ausstattung des Soldaten. Wie heißt er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 3. 3. 79. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 3/80.

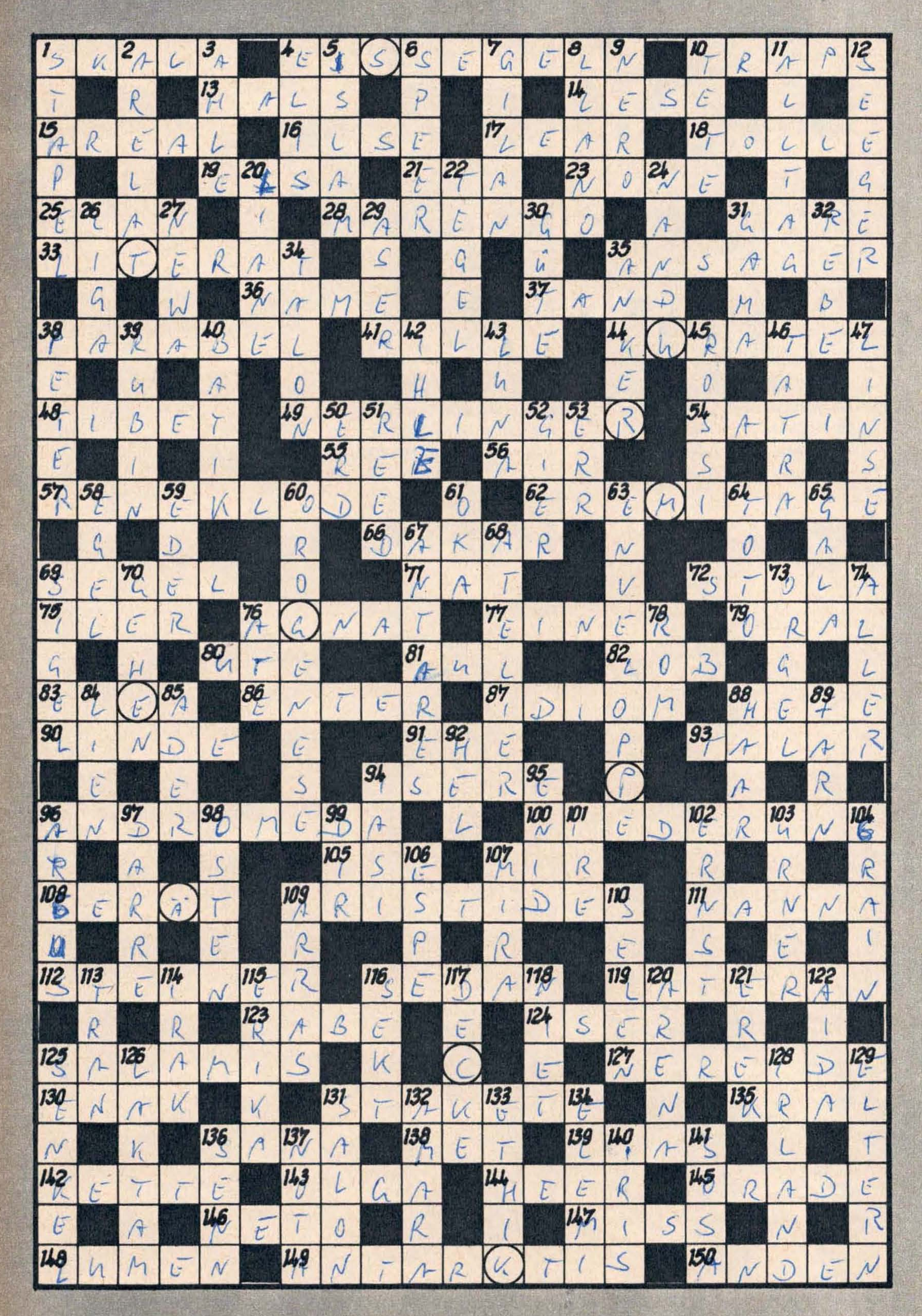
Auflösung aus Nr. 1/80

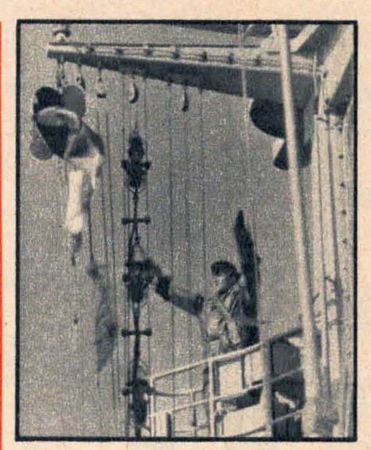
Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Konteradmiral. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagerecht: 1. Malta, 4. Lese, 7. TASS, 10. Sinus, 13. Ster, 14. Eule, 15. Temes, 17. Karavelle, 18. Leben, 20. Ales, 22. Gabe, 23. Ahne, 25. Arosa, 28. Tante, 31. Blut, 33. Arni, 35. Agnes, 36. Arve, 38. Ter, 40. Lome, 41. Rial, 42. Sal, 44. Amsel, 45. Ornat, 46. Agamemnon, 50. Banane, 54. Nitrat, 57. Beule, 58. Goa, 60. Emile, 61. Eede, 63. Reissen, 64. Tara, 67. Triller, 69. General, 70. Aula, 72. Egel, 74. Trass, 77. Anelo, 78. Liebe, 81. Laib, 82. Lima, 83. Geige, 85. Adobe, 88. Galan, 91. Tana, 92. Amme, 93. Melisse, 97. Riester, 101. Area, 102. Protest, 105. Toto, 106. Stake, 108. Ner, 109. Elisa, 111. Gehirn, 113. Sabena, 116. Donatello, 120. Regie, 121. Leier, 122. Tat, 124. Base, 126. Pele, 127. Eis, 129. Erie, 131. Altar, 132. Aken, 135. Soll, 137. Stele, 139. Rente, 141. Oleg, 144. Eile, 146. Tute, 148. Hasse, 149. Rodelbahn, 151. Feige, 152. Areg, 153. Eibe, 154. Liner, 155. Heft, 156. Lore, 157. Riems.

Senkrecht: 1. Mitra, 2. Liman, 3. Asse, 4. Lek, 5. Erato, 6. Etalage, 7. Trester, 8. Selen, 9. Sue, 10. Sela, 11. Nebel, 12. Senat, 16. Elea, 19. Ebbe, 21. San, 22. Ger, 24. Hue, 26. Rilla, 27. Samba, 29. Asien, 30. Talon, 32. Uta, 34. Rosine, 37. Ventil, 38. Trab, 39. Rain, 42. Star, 43. Last, 47. Geer, 48. Eros, 49. Ofen, 51. Ader, 52. Abel, 53. Euwe, 54. Nixe, 55. Tete, 56. Asra, 58. Gilan, 59. Assel, 61. Etat, 62. Diva, 65. Arie, 66. Alte, 68. Rabatte, 69. Glimmer, 71. Laban, 73. Golem, 75. Ree, 76. Sog, 79. Ida, 80. Boa, 83. Gama, 84. Ihle, 86. Damon, 87. Baker, 89. Lato, 90. Nero, 94. Erde, 95. Iasi, 96. Span, 98. Isis, 99. Stab, 100. Eton, 102. Peso, 103. Test, 104. Teil, 107. Träger, 110. Saline, 111. Gast, 112. Hort, 114. Ehre, 115. Anis, 116. Debet, 117. Nasal, 118. Leere, 119. Oleat, 123. Abo, 125. Element, 126. Parabel, 128. Ire, 129. Elis, 130. Ise, 133. Ket, 134. Note, 135. Schal, 136. Lesen, 138. Eloge, 140. Neher, 142. Leite, 143. Gleis, 145. Lear, 147. Ufer, 149. Reh, 150. Nie.

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann





UNSER TITEL: Signalgast eines Minensuch- und -räumschiffes bei Abgabe von Winksprüchen. Foto: Manfred Uhlenhut



UNSER POSTER: Ein Aufklärungstrupp „schlüpft" durch die gegnerische Drahtsperre. Foto: Oberstleutnant Ernst Gebauer



Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst Z. Zakow – Sofia;
Oberstleutnent J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK. Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 26. 11. 1979

INHALT

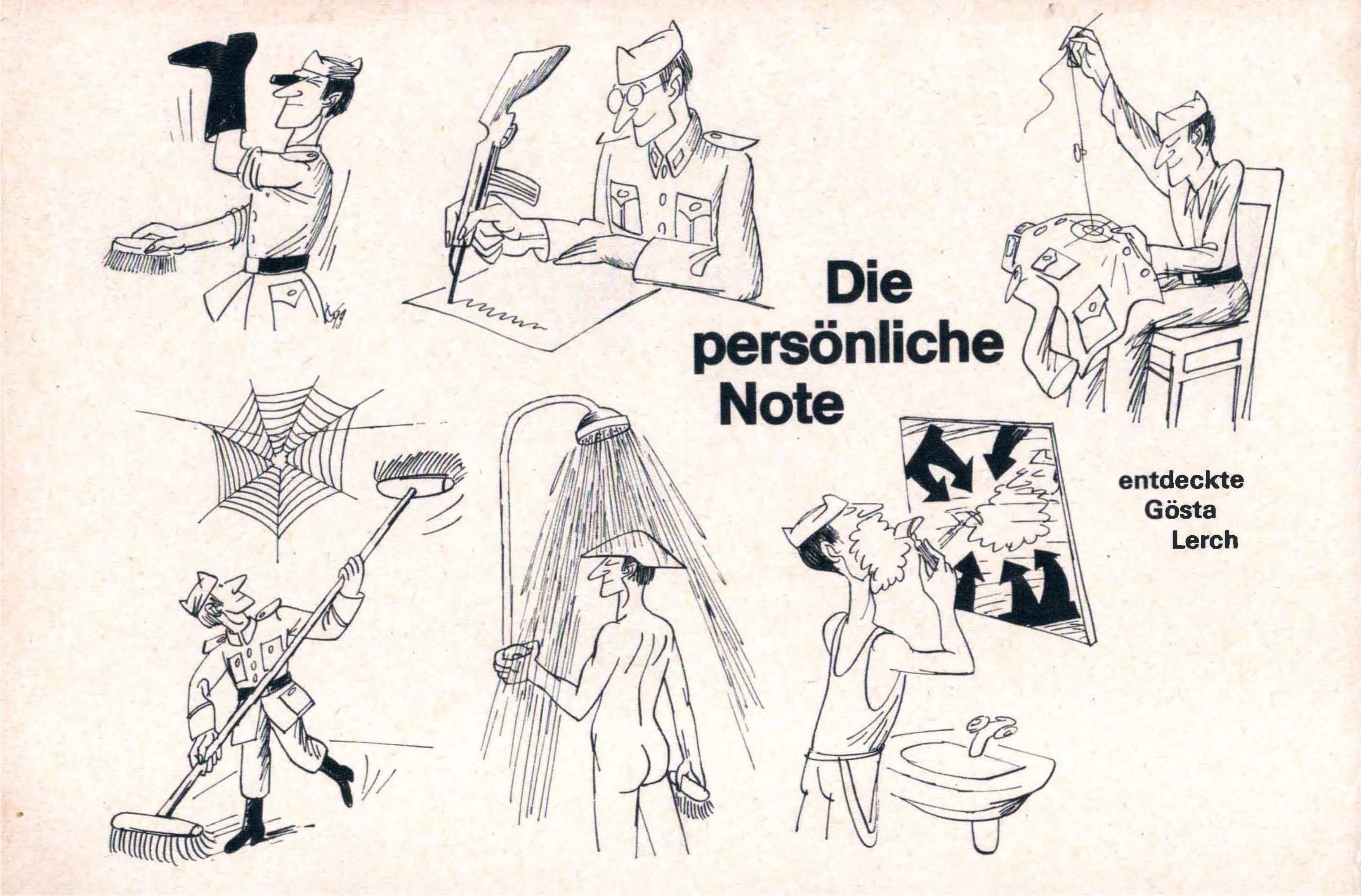

Die persönliche Note
entdeckte Gösta Lerch

Foto: Manfred Uhlenhut

Sabine Bruhns


31036
ISSN 0004-2277